Die Bergpredigt

Roman aus der Gegenwart

von

Max Kretzer

Erster Band.

> Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre.
> Denn er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten.
> Ev. Matthäi 8, V. 28 u. 29.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
1889

Die Bergpredigt.

Erstes Kapitel.

Seit sechs Uhr Morgens schwamm Berlin in einem unaufhörlichen Regen. Gleichmäßig wie die rauschenden Strahlen eines ungeheuren Wasserfalles fielen die Tropfen zur Erde hernieder. Nur hin und wieder erhob der scharfe Herbstwind sich, fegte die Wassermassen über die glänzenden Dächer, und trieb sie mit verstärkter Macht gegen die Mauern und Fenster der Häuser und auf die Straße hinab. Dann wirbelten sprühende Wolken vom Boden empor und übergossen mit ihren nassen Schauern Menschen und Thiere.

In der Entfernung von hundert Schritten erschienen die Straßen wie abgebrochen. Die Umrisse der Gebäude, die Fußgänger und Wagen: der ganze übrige Theil der Riesenstadt verschwand in dem feuchten Dunst, der wie ein breiter, unreiner Nebel alles umhüllte. Nur ein dumpfes Brausen und Rollen, der schwache Lichtschimmer der Laternen und der Läden zeugten von dem rastlosen Leben der unsichtbaren Welt.

Es war Abends gegen acht Uhr, als Josepha auf der obersten Steinstufe eines alten Hauses von rauher

Hand geweckt wurde. Als sie den schlaftrunkenen Blick erhob, sah sie einige junge, angetrunkene Männer vor sich, die unter den ausgespannten Schirmen im Begriff waren, frivole Scherze mit ihr zu treiben.

„Ich glaube, da schläft etwas, das Aehnlichkeit mit einem Mädel hat," schnarrte einer der Burschen mit lallender Stimme.

„Ein hübsches Kind," sagte ein Zweiter.

„Ist sie blond oder schwarz?" fragte ein Dritter.

„Untersuchen!" brüllte die Horde.

Man versuchte der soeben Erwachten das Tuch herabzureißen, das wie eine Kapuze ihren Kopf umschloß. Dabei fiel der Korb mit Waaren die Stufen hinab, überschlug sich und streute den Inhalt auf den schmutzigen Boden. Josepha schrie auf; unter lautem Gelächter zogen die Studenten von dannen. Einer von ihnen sang laut in den Regen hinein, ein Anderer pfiff dazu, und die Uebrigen begannen sich über die Wahl der nächsten Kneipe zu streiten.

Josepha rief nicht um Hilfe; derartige Rohheiten waren mit ihrem Gewerbe verwachsen, wie das grüne Shawltuch mit dem grauen Kleide.

Jetzt rieb sie sich die Augen und starrte vor sich hin. Weshalb hatte man sie erweckt? Sie hatte geträumt — bei schaurigem Regenwetter geträumt. Der Schlaf, der große Tröster der Armen, hatte sie auf kurze Zeit in ein Paradies geführt. In kein Eden

von Blüthenduft, in kein Reich ewiger Glückseligkeit war sie versetzt worden — der Ort, wo sie sich im Traume befand, war die dumpfe, häßliche, tief unter der Erde gelegene Kellerstube, in der sie mit ihren kleinen Geschwistern, mit Stiefbrüdern und Stiefvater wohnte.

Es war ein schrecklicher Raum, mit den unangenehm-gelbgefärbten Wänden, den eingebauten Fenstern mit verklebten Scheiben und der Aussicht auf den engen, dunklen Hof. Die Sonne sandte selten einen Strahl in diese Höhle des Elends, wenn sie über das Häusermeer ihr Licht ergoß.

An diesem Abend war Josepha statt mit Schlägen und Schimpfreden, mit Küssen und liebevollen Worten empfangen worden. Das war das Lichtbild, das ihr im Traume vorgegaukelt worden war. Und jetzt die Enttäuschung!

Mit einem Gefühl der Erstarrung zog sie das feuchte Tuch fester an sich und blickte vor sich hin. Im Augenblick wußte sie nicht, wie sie hierher gekommen war. Nur dunkel entsann sie sich, in verschiedenen Thorwegen drei-, viermal gestört worden zu sein, bevor sie erschöpft vom Hunger, geschlagen von der Hand der Ermattung, auf diesem harten Sitz entschlummert war.

Sie befand sich in einer der unansehnlichen Gassen der Königsstadt, an denen der brausende Strom der Neuzeit spurlos vorüber gegangen war. Rechts bildete

die Gasse eine Krümmung und lief um den hinteren Theil einer Kirche herum; links mündete sie, über einen Platz hinweg, in eine der belebtesten Straßen, in der trotz des Unwetters reges Leben herrschte.

Dort der nie rastende Pulsschlag der Weltstadt, hier das Schweigen eines abgelegenen Winkels im Herzen von Berlin. Nur selten erschallten die Schritte eines Mannes, huschte die vermummte Gestalt einer Frau vorüber. Stumm und düster wie der zum Himmel ragende, in schwarze Regenwolken getauchte Kirchthurm, standen die verwitterten Häuser zu beiden Seiten. Durch die niedrigen, spärlich erleuchteten Fenster erblickte man die blauen Wände der verräucherten Stuben, die grellen Tapeten einer vergangenen Zeit. Das laute Schreien eines Kindes klang von einer Dachwohnung herab und übertönte das gleichmäßige Plätschern des Regens.

Josepha richtete ihre Augen nach links, jenseits des Platzes, wo die erleuchtete Stadt herüberwinkte. Alles fröstelte und eilte, senkte die Gesichter und verschanzte sich hinter den Schirmen; schürzte die Kleider, wich aus, trippelte auf den Steinen über Schmutzlachen hinweg, grüßte flüchtig ohne sich aufzuhalten, dachte nur an das schützende Dach und die anheimelnde Wärme unter demselben.

Der trügerische Schimmer der nahe stehenden Laternen, der erhellten Schaufenster, der ganzen ver-

schwenderischen Lichtfülle, die selbst der Regen nicht zu bannen vermochte, hatte, gleichsam wie in die Erde gebaut, eine zweite Stadt gezaubert. Alles was dem Blick erreichbar war, spiegelte sich wieder in den angesammelten Pfützen, auf den nassen Steinen und dem blinkenden Asphalt.

Jede flackernde Gasflamme warf unzählige Reflexe, der Widerschein der Kneipenlampen zog blutig-rothe Streifen am nassen Boden und die bunt erleuchteten Scheiben der rumpelnden Droschken, der rasselnden Equipagen und der schwerfälligen Arbeitswagen huschten gleich Irrlichtern über Steine, Asphalt und Wasser hinweg. Dazwischen ertönte nur das Prasseln des Regens, der laute Zuruf der Kutscher, der helle Schall der Pferdebahnglocken und der ungleichmäßige Schritt einer großen, bewegten Menschenmenge.

Berlin war zum zweiten Male erwacht und rüstete sich zum lärmenden Vergnügen des Abends und der beginnenden Nacht.

Josepha betrachtete dieses Bild theilnamlos und stumm. So wie heute hatte sie dieses durchnäßte Berlin oft gesehen. Sie liebte dieses Wetter, diesen wie leises Klagen dahinpfeifenden Wind, der die letzten Blätter von den Bäumen trieb. Das war eine Musik, die zu ihrem Dasein paßte. Schon als Kind im zarten Alter hatte sie gern im Regen gestanden, hatte sie mit Vor-

liebe, verlassen von den Spielgefährten, einsam in einem Winkel gesessen, um ihre Gedanken zu spinnen.

Allmählich kam sie zum Bewußtsein ihrer Lage. Sie strich das nasse Haar aus der Stirn und richtete den Kopf empor. Zur Rechten ragte eine Galgenlaterne weit über den Bürgersteig hinaus; links zeigten sich die in Rundungen auslaufenden Eisengitter der Parterrefenster, welche sich fußbreit von der Wandfläche abhoben. Geradeüber dehnte sich die mächtige, vom Altar geschwärzte Façade der Kirche aus, deren gewaltiges Bogenthor sie so oft bewundert hatte.

Jetzt wußte sie, wo sie sich befand. Dieses ehrwürdige Haus, auf dessen Schwelle sie saß, war ihr immer wie ein Gefängniß erschienen. Oftmals auf ihren Wanderungen war sie stehen geblieben und hatte sinnend es betrachtet. Sie wußte nicht, wem es gehörte, wer in ihm wohnte, und doch zog es sie immer zu ihm hin, wie zu einem alten Bekannten.

Hier, in diesem Winkel der Hausthür, deren gähnender Schatten sie des Abends den Menschen unsichtbar machte, konnte sie ungestört in Schlaf versinken; hier hatte sie oftmals ihre Waaren geprüft und die Groschen ihres Erwerbes gezählt. Selten verließ Jemand das Haus, selten kam Jemand, die Thür zu ihm zu öffnen.

Der Regen ließ plötzlich nach. Josepha erblickte die unbrauchbar gewordene Waare, und ihre Gedanken

bekamen eine andere Richtung. Sie erhob sich und raffte die zerstreuten Gegenstände zusammen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit kam über sie. Wie würde heute der Empfang daheim sein?

Sie wurde von einer entsetzlichen Furcht gepackt. Im Geiste vernahm sie die dreifach verstärkten Rohheiten ihrer Stiefbrüder, verspürte sie die grausamen Mißhandlungen, die ihrer zu erwarten hatten. Ein Zittern durchlief ihren Körper vom Kopf bis zu den Füßen. Niemals hatte sie ihr Dasein schauerlicher empfunden als jetzt. Wäre es nicht besser, sie kehrte niemals mehr nach Hause zurück? Aber was würden die Kleinen sagen, diese unbeholfenen, herzigen Seelchen, denen sie dereinst eine zweite Mutter sein wollte und die ihr Erscheinen stets mit hellem Jubel begrüßten?

Ein Gefühl unendlichen Verlassenseins kam über sie. Sie sank auf ihren Sitz zurück, verbarg das Gesicht in die Hände und ließ die heißen, hellen Thränen über die Wangen rinnen.

„Kind, weshalb weinst Du?“

Sie schreckte zusammen. Ein Mann war vor ihr stehen geblieben, klappte seinen Schirm zusammen und beugte sich zu ihr hernieder.

Statt der Antwort bekam er erneuertes Schluchzen zu hören.

„Kind, was fehlt Dir? Vielleicht kann ich Dir

helfen?“ fragte er weiter. Noch tiefer beugte er sich und ergriff eine ihrer nassen Hände.

Träumte Josepha weiter, war das eine Stimme aus Himmelshöhen, die ihr, der Tochter des Elends, Erbarmen zurufen wollte? Ihre Sinne verwirrten sich plötzlich, ihre klare Vorstellung verschwand, vor ihren Augen nahm Alles andere Formen, andere Gestalt an. Die Kälte hatte ihre Glieder erstarrt, die rohen Späße der bezechten Studenten ihr Gemüth erschüttert; und der Hunger, der entsetzliche, hohlblickende Hunger kreiste in ihrem Hirn und machte sie matt und geistig willenlos. Eine tolle Phantasie kam über sie, die aus der gemeinen körperlichen Welt die Hirngespinste und Einbildungen einer Fieberkranken machten. Um sie herum begann sich Alles im rasenden Wirbel zu drehen.

Ihre verstorbene Mutter hatte einen Produktenkeller besessen. In diesem Raume hatte sich ein einziges Bild befunden, das den Heiland darstellte, wie er segnend die Hände ausstreckte. Es war bunt und grell gemalt, aber unauslöschlich war es in Josephas Gedächtniß geprägt, und oft hatte sie als Kind davor gestanden und die beiden Worte „Jesus Christus“ buchstabirt.

„Er wird kommen und den Armen helfen,“ hatte ihre Mutter oft gesagt.

Und diese Erinnerung wurde plötzlich in Josepha wach. Sie bekam eine Vision. In ihren geschlossenen

Augen spiegelte sich ein verklärtes, überirdisches Bild wieder.

Der nasse, schmutzige Erdboden wurde zu einer Wolkenschicht voll warmer, röthlicher Farben; der armselige Schimmer der Laterne zu einer Flut hellleuchtender Strahlen, hinter welcher ein Meer des Lichts sich ausbreitete. Nur die schwarze Riesenmauer der Kirche war dieselbe geblieben, von der sich Alles blendend abhob. Und inmitten dieses Lichtglanzes erblickte die frierende Josepha den Mann vor sich thronend auf den Wolken, in lang herabfallender, blauer Gewandung. Ein Heiligenschein umgab sein Haupt, wie segnend streckte er die Hände aus und sprach die Worte: „Ich bin nicht gekommen, die Seelen zu verderben, sondern sie zu erretten."

Josephas blasses Gesicht sank hinten über, der Körper verlor seinen Halt, ein Schauer ging durch ihre Glieder, und leise stammelten ihre Lippen das Wort: „Christus." Dem Ohr des Mannes klang es wie ein Seufzer nach Erlösung.

Er bemühte sich, das arme Geschöpf zu stützen, faßte dann nach ihrer Hand, befühlte ihre Stirn und Hand, und fand daß beide brennend heiß waren. Schwach und willenlos sank sie in seine Arme.

Er klinkte die Thür auf, brachte die Erschöpfte in den Flur, und ließ sie auf die untersten Stufen der schmalen Holztreppe nieder, die zum ersten Stockwerk

führte. Bei dieser Berührung schlug Josepha die Augen auf.

„Nun wird's gehen?" fragte er.

Sie nickte nur und versuchte sich zu erheben. Während er sie stützte, tappten sie beide im Halbdunkel die Treppe hinauf. Oben brannte eine Lampe, die ihren hellen Schein auf Wände und Diele warf. Es sah sehr sauber aus. Die Thüren waren weiß gestrichen, die Dielen frisch gescheuert und mit Sand bestreut. Rechts führte ein Gang nach den hinteren Räumen; am Treppengeländer befand sich ein Eingang, der zu den Zimmern nach vorn führte.

Er öffnete ihn und sagte: „Tritt hier nur ein." Dann folgte er ihr und schloß die Thür hinter sich.

In dem langen Gange hatte sich zu gleicher Zeit eine andere geöffnet. Der Kopf eines alten Weibes zeigte sich.

„Unser zukünftiger Herr Prediger mit dieser Schlumpe? Ei ei, wer hätte das gedacht!"

Nach diesen leise vor sich hingesprochenen Worten wurde die Alte unsichtbar.

Zweites Kapitel.

Dokter Konrad Baldus hatte Licht gemacht, dann Hut, Schirm und Paletot abgelegt.

„Setze Dich, mein Kind.“

Während Josepha, noch immer zitternd vor Aufregung und Kälte der Einladung Folge leistete, betrachtete sie voller Verwunderung ihre Umgebung. Das Studirzimmer des Predigers war niedrig und wies nichts besonderes an Eleganz und Ausstattung auf. Außer einem großen Schreibtisch und einem wohlbesetzten Bücherschrank fiel nichts ins Auge, was besonders hervorzuheben gewesen wäre; höchstens, daß an den Wänden eine Anzahl Photographien, Holzschnitte und Kupferstiche angebracht waren, die theils biblische Darstellungen und Abbildungen von Kirchen, theils die Porträts von mehr und minder ehrwürdigen Theologen und Pastoren zeigten. Vor dem Schreibtisch rechts, hinter einer verschlossenen braunen Gardine, führte eine Thür ins Schlafzimmer.

Konrad Baldus hatte die Dreißig überschritten. In seinem Aeußern besaß er nichts, was ihn auf den

ersten Blick als zur Kirche gehörig hätte kennzeichnen können. Er war von hoher, kräftiger Gestalt; sein Profil war energisch geschnitten, das Auge groß und klar, das dunkle, krause Kopfhaar war auf dem Scheitel bereits gelichtet, dagegen wucherte der Vollbart um so üppiger. Ein Zug von Sanftmuth und Güte war unverkennbar, ebenso die Sorgfalt, die er auf die Kleidung legte. In dem wohlsitzenden, zugeknöpften schwarzen Gehrock machte er den Eindruck eines Gesellschaftsmenschen.

An diesem unangenehmen Octobertage hatte man zum ersten Male geheizt; eine angenehme Wärme durchströmte daher das Zimmer.

„Hier, setz' Dich an den Ofen, es wird Dir wohlthun," sagte er zu Josepha und rückte einen Stuhl dicht an die Kacheln. Die Kleine that wie ihr geheißen. Ein belebender Hauch wehte sie in diesem Raume an. Das Gefühl lange entbehrter Behaglichkeit bemächtigte sich ihrer. Nach den letzten Worten verschwand jede Zagheit. Noch niemals hatte man sie so freundlich behandelt, und sie war gespannt auf das, was nun folgen würde. Sie entledigte sich ihres Kopftuches und brachte die gerötheten Hände mit dem warmen Ofen in Berührung. Dabei verfolgte sie neugierig die Bewegungen ihres Beschützers und ließ den Blick über die Bilder an den Wänden gleiten.

Konrad Baldus hatte ihr einige Augenblicke den

Rücken zugewendet; nun drehte er sich um, setzte die Tischlampe so, daß ihr heller Schein auf das Mädchen fiel und wandte sich diesem zu. Sein Blick umfaßte ihre Gestalt und blieb dann auf ihrem Antlitz haften. Bei dieser Musterung schlug sie die Augen nieder.

Was ihm sofort auffiel, waren die angenehmen Züge des Gesichts: das regelmäßige Profil, das zartgerundete Kinn, der kleine Mund, die wohlgeformte Stirn; nicht minder die großen verschleierten Augen. Selbst das Haar konnte trotz des durchnäßten Zustandes seine Schönheit und Ueppigkeit nicht verleugnen. Ihr Kopf hatte viel von der Feinheit einer Kamee. Sonst sah sie trotz ihrer frühen körperlichen Entwicklung sehr vernachlässigt und heruntergekommen aus. Die Entbehrung guckte aus jeder Falte ihrer Kleidung.

Konrad Baldus nahm ihr gegenüber Platz.

„Wie heißt Du?"

„Josepha Sina."

„Sina? — Ein merkwürdiger Name," sagte er mehr für sich als zu dem Mädchen.

„Meine Mutter hieß so," fiel sie rasch ein.

„So." Er blickte sie plötzlich merkwürdig an.

„Und wie alt bist Du?"

„Ich bin vierzehn Jahr gewesen."

„Lebt Deine Mutter noch?"

„Nein, sie starb, vor zwei Jahren."

Unaufgefordert erzählte sie ihm ihre jetzigen Ver-

hältnisse: daß ihr Vater bereits Wittwer gewesen sei, als er ihre Mutter geheirathet hatte. Seine beiden Jungen habe er mit ins Haus gebracht. Ihre wirklichen Geschwisterchen liebe sie sehr, aber mit den Stiefbrüdern lebe sie in steter Feindschaft. Gewiß würden dieselben sie grün und blau schlagen, wenn sie heute ohne Verdienst nach Hause käme; obendrein mit der verdorbenen Waare! Der Vater bekümmere sich um nichts, denn mit dessen Vernunft stünde es immer sehr schlecht. Wenn die Kleinen nicht wären, die immer nach Brot schrieen, wäre sie längst von der ersten besten Brücke gesprungen.

„Versündige Dich nicht, mein Kind. Niemals mehr darfst Du einen derartigen Gedanken fassen, denn er verstößt gegen jedes göttliche Gebot."

Er hatte das mit strenger Miene gesagt, so daß die Kleine zusammen schreckte, und die Thränen ihr aufs Neue in die Augen traten. Er erhob sich und schritt nach der entgegengesetzten Wand, um an einer Klingelschnur zu ziehen, setzte sie aber nicht in Bewegung, sondern blieb einige Augenblicke nachdenkend stehen. Dann wandte er sich wieder mit einem plötzlichen Entschluß dem Mädchen zu.

„Warte einige Minuten, ich bin sofort wieder hier."

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer. Auf dem Flur angelangt, wäre er beinahe gegen seine Wirthin, die würdige Kirchendienerwittwe Frau Ulrike

Brennerlein geprallt, die soeben im Begriff gewesen war, das Ohr an die Thür zu legen. Sie war außerordentlich verlegen und bat vielmals um Entschuldigung.

„Wollten Sie zu mir, Frau Brennerlein?“

In seinem reinen Gewissen bot er ihr sofort die Gelegenheit zur moralischen Reinigung.

„Mir war's, als hätten unser lieber Herr Prediger geklingelt.“

„Noch nicht ganz ‚unser‘, Frau Brennerlein, aber es wird schon werden.“

„Der liebe Herrgott wird seinen Segen dazu geben,“ fiel sie mit einem Augenaufschlag salbungsvoll ein.

„Nein, ich habe nicht geklingelt,“ sagte er dann; „aber ich wollte trotzdem zu Ihnen.“

„Der Herr Prediger wissen wahrscheinlich noch nicht, daß ich an einem ewigen Ohrenklingen leide... Aber besser zu eilfertig als garnicht. Der liebe Herrgott weiß es, und ich will eine sündhafte Frau sein, wenn es nicht wahr ist, daß ich immer auf dem Posten bin —“

„Schon gut, schon gut, Frau Brennerlein, ich glaube es,“ fiel er ihr ins Wort. „Lassen Sie uns nun auf Ihr Zimmer gehen, Sie sollen etwas für mich besorgen.“

„Haben der Herr Doctor Besuch bekommen? . . . Wünschen der Herr Doctor vielleicht Bier? . . . Haben

der Herr Doctor vielleicht noch nicht gespeist?“ fragte sie hintereinander sehr dienstbeflissen, indem sie mit der rechten Hand die hellfarbige Hausschürze glättete und den Kopf nach rechts neigte, weil sie auf dem linken Ohr besser hören konnte als auf dem andern.

„Gehn Sie nur voran, Frau Brennerlein. Sie werden Alles erfahren.“

„O, immer nach Ihnen.“

Als sie das Wohnzimmer betreten hatten, sprangen zwei mächtige Katzen von dem gedeckten Sophatisch und verkrochen sich unter das breite Bett. Allem Anscheine nach waren sie damit beschäftigt gewesen, die bereits aufgetragenen Speisen einer nähern Prüfung zu unterziehen.

Die würdige Wirthin stürzte sofort auf den Tisch zu. „Männe, Tine, was habt Ihr gethan?! Kennt Ihr das siebente Gebot nicht? Wartet, ich werde es Herrchen sagen,“ rief sie sehr laut und unwillig, ohne auf ihren Miether Rücksicht zu nehmen.

„Herrchen“ war ihr unverheiratheter Sohn, der der Amtsnachfolger seines Vaters geworden war und bei ihr wohnte. Da sie jeden Augenblick seine Ankunft erwartete, so hatte sie bereits das Essen für ihn aufgetragen.

In dem Lichte der großen Familienlampe repräsentirte sich die Wittwe des seligen Philipp Brennerlein als eine starkknochige Frau hoch in den Sechszigern.

Sie hatte etwas von einer Hexe im Sonntagsstaat. Ihre Kleidung war stets sauber. Sie trug mit Vorliebe helle Latzschürzen und legte besonderes Gewicht auf ihr glatt gescheiteltes Haar, in dem die ersteu Silberfäden sich nur vereinzelt zeigten.

Vierzig Jahre wohnte sie bereits in diesem Hause; während dieser Zeit hatte sie sich in der Nachbarschaft einen Namen gemacht, der nicht gerade zu ihren Gunsten sprach. Ihre Klatschsucht besaß hundert Zungen. Die Kirche und Alles, was damit zusammenhing, war das Reich, in dem sie sich zu Hause fühlte. Ihr drittes Wort war der „Herrgott," ihr sechstes der „Prediger" und ihr zehntes die „Gemeinde," wobei nicht ausgeschlossen war, daß „unsere" Gemeinde besonders betont wurde. Außerdem war sie eingeweiht in alle Geheimnisse des Predigtamts und in die Verhältnisse der Parochie. Besonders lebhaft interessirte sie sich für die „innere Mission."

„Wollen der Herr Doctor nicht Platz nehmen?"

Eilfertig rückte sie den Tisch vom Sopha, fuhr mit der flachen Hand über das Polster und zupfte an den weißen Häkeleien, die die Rücklehne bedeckten.

„Ich danke, ich habe nicht viel Zeit . . . Es befindet sich in meinem Zimmer ein Mädchen. —"

Ulrike Brennerlein ließ ihn nicht aussprechen. Mit der Miene einer Frau, die das ihr geschenkte Vertrauen zu würdigen versteht, fiel sie ihm in's Wort.

„Aber ich bitte, Herr Doctor — so etwas sehe ich nicht. Der liebe Herrgott weiß es.“

Er starrte sie sprachlos an, denn er hielt sie plötzlich für verrückt geworden. Sie wendete ihm den Rücken, zupfte das Tischtuch gerade und fuhr fort:

„Der Vorgänger des Herrn Doctor, der Herr Candidat Bläsel, hat es allerdings ein bischen toll getrieben. Der hatte Geschichten angestellt! . . . und kneipen konnte er! An dem war wirklich etwas verloren gegangen. Er hat nur seine Prüfungspredigt gehalten, dann zog er plötzlich von mir fort. Er soll einmal von unserem ersten Herrn Prediger und dessen Tochter in etwas unsauberer Gesellschaft gesehen worden sein. Er war auch nichts für unsere Gemeinde. Aber Mensch bleibt doch immer Mensch. — Der liebe Himmel weiß es. Der Herr Prediger brauchen sich also vor mir nicht zu geniren, ich weiß, wie es zugeht.“

Doctor Konrad Baldus hatte sie ausreden lassen, ohne sie zu unterbrechen. Im Innern dankte er dem Zufall, der ihm die häuslichen Anschauungen dieser würdigen Dame so schnell entpuppte.

„Frau, mit Ihnen ist es wohl nicht richtig!“ donnerte er sie so unerwartet an, daß sie sich erschreckt umwandte und ihn mit halbgeöffnetem Munde wie etwas Uebermenschliches anglotzte. Sie war blaß geworden, ihre Nase schien sich verlängert zu haben.

Zitternd, mit schlaff am Körper herunterhängenden Armen stand sie vor ihm.

„Der Herr Prediger mögen verzeihen, wenn ich etwas Unrechtes gethan haben sollte,“ stammelte sie. Sie konnte seinen flammenden Blick nicht ertragen und schlug die Augen nieder.

„Sie sind eine alte, geschwätzige Frau, deshalb will ich Ihnen Ihre Worte verzeihen,“ sagte er dann. „Nun zur Sache. Ich habe unten auf der Straße ein armes, vor Hunger und Kälte erschöpftes Mädchen gefunden, ein halbes Kind noch, dessen ich mich erbarmen will. Besorgen Sie schnell etwas warmes Essen. Was Sie grade da haben! Vielleicht brühen Sie Thee.“

Nach diesen Worten drehte er sich kurz um und ließ sie in ihrer Verblüffung stehen. Erst, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, bekam Frau Brennerlein ihre Bewegung wieder.

„Ich bitte, Herr Prediger, tragen Sie mir nichts nach, machen Sie eine alte Frau nicht unglücklich. Vierzig Jahre lang habe ich der Kirche treu gedient, mein Leben lasse ich für die Gemeinde, der liebe Herrgott weiß es,“ rief sie hinter ihm her.

Als sie das Schließen der Thür auf der andern Seite vernahm, lachte sie leise, verächtlich vor sich hin. Dann rief sie nach den Katzen, die sofort herangesprungen kamen und sich an sie schmiegten. Wenn ihr Sohn nicht anwesend war, unterhielt sie sich mit den

Thieren. Um ihre Erregung zu verbergen, klapperte sie sehr laut mit dem Geschirr, zündete dann eine kleine Lampe an und begab sich nach der Küche. Während dessen sprach sie zu den Katzen:

„Komm Männe, komm Tine, wir wollen für diese Schlumpe etwas zurecht machen, denn eine Schlumpe bleibt sie doch, und meine Gedanken habe ich auch. Man liest heute nicht umsonst so ein Frauenzimmer auf der Straße auf . . . Du brummst, Männe? Wage nicht noch einmal zu brummen! Nimm Dir ein Beispiel an Tine, die ist viel artiger . . . Ja, und was ich sagen wollte — — Ich glaube, daß dieser Neue nicht alt bei uns werden wird: Wir werden dafür sorgen! In unserer Gemeinde muß alles hübsch rein hergehen . . . Tine, geh da weg von dem Kochtopf, Du machst Dich schmutzig . . . Ja, wir sind alt und grau geworden in Ehren in unserer Parochie. Der liebe Herrgott weiß es, wie pünktlich wir immer unser Morgen- und Abendgebet verrichten. Und da kommt so ein junger Mann und will uns über den Mund fahren? I, da soll doch —“

Sie rasselte mit dem Feuerhaken unbarmherzig in den Herdringen umher, als müßte sie an ihnen einstweilige Vergeltung üben.

„Wir können überhaupt keine Freisinnigen an unserer Kirche gebrauchen. So hat auch neulich der Herr Consistorialrath gesagt, wie Herrchen erzählte. . . .

Was Männe, Du machst einen Buckel, wenn ich das sage! Ich werde Dir anstreichen, einen Buckel zu zeigen, wenn ich von so ernsten Dingen rede. Ich glaube gar, Du schneidest noch eine Fratze und willst mich auslachen. Warte, ich bin heute bei Laune!"

Sie nahm einen Teppichklopfer von der Wand und ließ ihn auf das Fell des schwarzen Katers niedersausen, daß das Thier jämmerlich aufschrie und sich unter eine Waschbank verkroch.

„So, jetzt mucke nur noch, Du Ungeheuer . . . Tine, Du benimmst Dich anständig, komm her, Du sollst Milch haben."

Die graue Katze miaute sehr zärtlich und begann mit dem Kopf den Saum des Kleides zu liebkosen.

„Diese Aufgeklärten, wie sie sich nennen, wollen die Kirche auf den Thurm stellen. Und das dulden wir nicht, hat Herrchen gesagt, und Herrchen ist ein gottesfürchtiger Mann. Ja, ja, es ist eine böse Zeit, in der wir leben. Die Gläubigen sollen verdrängt werden und die Ungläubigen wollen regieren. Der Heiland soll nicht mehr Gottes Sohn sein, sondern ein gewöhnliches Weib zur Mutter gehabt haben. . . . Aber da ist der Hofprediger Bock, der zahlt's ihnen immer heim in seinen Versammlungen . . . dieser liebe, brave, gottesfürchtige Mann. Der Himmel schenke ihm noch ein recht langes Leben . . . Männe, Du nichtswürdiges Stück, wirst Du wohl von dem Huhn da weggehen!

Hier, Tine, hast Du Milch mit Semmel. Zur Strafe soll er zusehen, wie es Dir schmeckt . . . Ja, an der Kirche knabbern sie Alle herum, aber sie werden sich Alle die Zähne ausbeißen.. . . . So, nun hat die Schlumpe auch ihren Thee. Etwas Braten ist auch noch da. Ich werde mir dieses saubere Geschöpf etwas näher ansehen, wenn ich das Essen nach vorn trage. Diese Menschenliebe der Herrn Candidaten kennt man schon. Wenn ich noch an diesen Bläsel denke! Er sagte immer: ‚Helfet den sündigen Weibern sich aufzurichten.‘ Er hat sie denn auch immer aufgerichtet. So nach seiner Art! . . . Ich werde morgen Alles widerrufen, was ich ihm heute angehangen habe. Man kann nicht wissen . . . Dieser da vorn scheint nicht besser zu sein.“

Sie langte nach einem Tablett, ordnete das Theegeschirr, rief nach den Katzen und begab sich, gefolgt von ihnen, wieder nach dem Wohnzimmer.

Konrad fand Josepha in derselben sitzenden Lage vor, wie er sie verlassen hatte. Die Ausdünstungen der nassen Kleider machten sich unangenehm bemerkbar. Er öffnete eines der oberen Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Regen und Wind hatten nachgelassen. Dann schritt er im Zimmer auf und ab. Die Verdächtigungen seier Wirthin hatten ihn im Innersten tief empört und seinen Gedanken eine bestimmte Richtung gegeben.

Seit zwei Tagen befand er sich wieder in Berlin, das er vor zehn Jahren als Student verlassen hatte. Nur zweimal während dieser Zeit hatte er auf einige Wochen hier verweilt. Er war ein geborener Berliner und stammte aus einer sehr angesehenen Familie, in der seit Menschengedenken das Amt eines Seelsorgers gepflegt wurde. Bereits unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten hatte sich ein Baldus als orthodoxer Prediger besonders hervorgethan. Und während der Befreiungskriege war ein Daniel Baldus als Feldgeistlicher eines Heldentodes gestorben.

Konrads Mutter lebte nicht mehr. Sein Vater war der Pastor emer. Konrad Friedrich Baldus, und sein Bruder Hermann Julius befand sich noch im Amte als erster Prediger in der benachbarten Gemeinde. Er war unverheirathet, zählte sich zu den Orthodoxen und stand beim Kirchenrathe im hohen Ansehen. In der Kirchenbewegung der letzten Jahre hatte er mehrfach eine Rolle gespielt. Bei seiner Wahl vor zwanzig Jahren hatte es einen harten Kampf in der Gemeinde gegeben, in welchem die freimüthige Anschauung zum Durchbruch zu kommen drohte; aber die Positiven hatten über die Liberalen gesiegt. Das hatte ihn in seiner orthodoxen Anschauung nur noch bestärkt.

Konrad war ein Nachgeborener; er zählte sechszehn Lebensjahre weniger als Hermann Julius; hinter ihm lagen bereits große Wandlungen. Zuerst hatte er Na=

turwissenschaft studirt, dann hatte er einige Semester Philosophie gehört, um schließlich auf besonderen Wunsch seines Vaters zur Theologie überzugehen. Die Neigung seiner frühesten Jugend, als Kanzelredner eine Rolle zu spielen, hatte ihm diesen Schritt sehr erleichtert.

Drei Jahre lang hatte er sich als Erzieher der Kinder einer gräflichen Familie auf Reisen und zwar größtentheils im Auslande befunden; dann hatte er sich ein Jahr lang als Hilfsprediger einer kleinen Gemeinde in Pommern versucht. Ganz plötzlich war er hierher berufen worden, um als zweiter Prediger an der gegenüberliegenden Kirche zu amtiren. Seine Name hatte bereits die Zeitungen beschäftigt, denn seine liberale Anschauung, seine, einem neuen Prinzip huldigende schriftstellerische Thätigkeit, hatten ihn vielen Leuten nicht besonders angenehm gemacht. Der Kirchenrath sowohl wie die Gemeinde, sahen daher seinem ersten Auftreten mit Spannung und Neugierde entgegen.

Seine ersten Visiten hatten einigen hervorragenden Gemeindemitgliedern, dem Superintendenten und den zukünftigen Amtsbrüdern der Sanct Martha-Kirche gegolten. Von einer solchen Vorstellung war er heute Abend zurückgekehrt, als er Gelegenheit fand, an Josephan das erste Gebot des Christenthums zu bethätigen. Seine gute That sollte ihm die üble Laune vertreiben, in welcher er sich unterwegs befunden hatte.

Die Visite bei dem Herrn Superintendenten Thürmel

war sehr kühl verlaufen. Der Herr Vorgesetzte war zwar sehr höflich und ließ nichts vermissen, was den Mann von Bildung und den Träger seines Amtes kennzeichnete, aber der ganze Ton der Unterhaltung war ein überaus frostiger und bewegte sich nicht außerhalb der gezogenen Grenzen zwischen alter und neuer Anschauung.

Herr Thürmel war nur dann erst etwas gnädiger geworden, als er erfahren hatte, daß der Herr Doctor noch nicht verheirathet sei. Sein Blick hatte mit einem gewissen Wohlwollen auf dem jungen Mann geruht, und hatte sich dann der Stelle zugewendet, wo Cäcilie, die Aelteste und Unversorgte, über ein Buch gebeugt saß und hin und wieder die Gelegenheit benutzte, um unbemerkt mit einem Augenschlag die sympathische Gestalt des Unverlobten zu umfassen. —

Konrad Baldus wurde aus seinem Gedankengang durch ein Klopfen an der Thür gerissen. Nach seiner Einladung trat Frau Brennerlein herein. Mit einem halblauten, lächelnd vorgebrachten „Guten Abend“ trat sie näher, indem sie das Brett mit Speise und Trank würdevoll vor sich her trug. Sie war im Augenblick ganz die demüthige, unterthänige und gottergebene Frau Kirchendienerwittwe, die für den jeweiligen Miether stets zu den größten Opfern bereit war und die grenzenlose Güte ihrer Seele im milden Antlitz zur Schau trug.

„Darf ich es hierher setzen, Herr Prediger?“ fragte

sie bescheiden, als sie sich an dem ovalen Tisch an dem Sopha befand.

„Bitte," erwiderte Baldus kurz, indem er einen Haufen Bücher bei Seite schob, um auf der Decke Platz zu machen. Während er sich über den Tisch beugte, wandte Ulrike Brennerlein ihr Gesicht nach rechts und maß mit einem Blick, den nur ihre Katzen kannten, wenn sie das Zimmer verunreinigten, die zusammengekauerte Gestalt des Mädchens. So schnell auch der giftige Strahl aus ihren Augen schoß, Josepha hatte ihn doch empfunden. Sie zuckte förmlich zusammen und der erste Gedanke, der bei ihr auftauchte, war der: Was wird sie von dir denken? Aber ebenso rasch wandte sie ihren klaren, ruhigen Blick dem Manne zu, von dem sie nun gehört hatte, daß er ein Prediger sei.

„Wünsche wohl zu speisen," sagte die würdige Frau Brennerlein mit niedergeschlagenen Lidern, und bewegte sich unhörbar wieder der Thüre zu. Ehe sie dieselbe öffnete, drehte sie sich noch einmal nach Josepha um; aber ihre Augen begegneten sich diesmal mit denen des jungen Geistlichen, der sich emporgerichtet hatte und sie mit ruhiger Miene und strengem Blicke zur Thüre hinaus trieb.

Josepha aß und trank sich satt. Mit einer wahren Gier war sie über das Essen hergefallen. Konrad störte sie nicht. Er saß am Schreibtisch und betrachtete die Photographie seiner Mutter. Heute war ihr Sterbetag.

n frühen Vormittage bereits war er auf dem Kirch-
fe gewesen, um ein Zeichen der Liebe auf das Grab
derzulegen und seine stille Andacht zu verrichten.
hatte diese ungewohnte Zeit gewählt, um ungestört
sein.

Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, wie unrecht
von ihm war, seine Angehörigen noch nicht auf-
ucht zu haben. Während sein langer Blick auf dem
de der Verblichenen ruhte, und ein wehmüthiges
Gefühl ihn beschlich, faßte er einen Entschluß. Er sah
nach seiner Uhr und fragte:

„Bist Du fertig, Kind?"

„Ja, Herr Prediger."

Beide machten gleichzeitig eine halbe Wendung
nd sahen sich an. Josephas Gesicht war geröthet.
ie hatte die Hände in den Schooß gelegt und blickte
n mit halb geöffnetem Munde fest und sicher an.
in leises Lächeln machte sich dabei bemerkbar. Alles
schien ihr immer noch wie die Fortsetzung ihres
raumes unten auf der Treppe. Nur einmal war sie
n einer ähnlichen Situation gewesen, hatte man sie
pät Abends gerade so bewirthet wie jetzt. Das war
or einem Jahr gewesen. Auch damals hatte man sie
rmattet und schläfrig auf der Straße gefunden. Nur
och dunkel konnte sie sich jenes Vorgangs erinnern.
Aber dieser Herr hier war doch ein Prediger, ein
frommer Mann . . .

Als Konrad sie aufmerksam betrachtete, glaubte er plötzlich etwas Merkwürdiges aus ihren Augen zu lesen. Der Ausdruck ihres Blickes war ein seltsamer, von ihm nicht erwarteter; etwas Unreines, Verlangendes lag in ihm. Alles Kindliche war aus ihm entschwunden. Es war ihm, als sähe dort eine erwachsene Frauensperson niedriger Gesinnung, die auf etwas wartete, woran er nie gedacht hatte. Vielleicht täuschte er sich, vielleicht war dieser ganze Tag dazu geschaffen, ihm nur Mißverständnisse zu bereiten. Aber er konnte den Eindruck dieses Blickes nicht mehr los werden, und wandte sich ab, um das unbehagliche Gefühl, das sich seiner bemächtigte, zu verbergen. Er fühlte, wie ihm die Röthe in's Gesicht stieg.

Dann verdrängte das tiefe Mitleid für das arme Geschöpf alles Uebrige.

„Möchtest Du wohl etwas Besseres treiben, als es jetzt der Fall ist?“ fragte er.

„Ja, Herr Prediger . . . Sie werden mich heute todtschlagen, wenn ich ohne Verdienst nach Hause komme.“

Derselbe Blick, den er nicht verstand, begleitete diese Worte, so daß er sich zum zweiten Male abwendete.

„Möchtest Du wohl ein braves Mädchen werden, das im christlichen Glauben erzogen zu werden wünschte, und welches sich vor harter Arbeit nicht scheut. Du könntest vielleicht später in einen Dienst gehen.“

Als er sie jetzt wieder ansah, war alles, was seine Phantasie ihr angedichtet hatte, aus ihrem Antlitz verschwunden. Demüthig mit gesenktem Blick saß sie da.

„Ich will Alles thun, was Sie wünschen, Herr Prediger," sagte sie leise, „wenn ich nur keine Schläge mehr bekomme."

Er sprach noch einige Zeit mit ihr und erkundigte sich eingehend nach ihren Verhältnissen. Dann sagte er: „Hier kannst Du nicht bleiben, ich werde Dich zu meinem Bruder bringen. Wir wollen jetzt aufbrechen. Ich werde vorangehen, Du kannst mir einige Schritte hinterdrein folgen. Unsere Wanderung wird nicht weit sein."

Er zog den Paletot über, griff zu Hut und Schirm und bedeutete ihr dann, während er im Begriff war die Lampe zu verlöschen, die Treppe zuerst hinunter zu gehen. Unten im Flur holte er sie ein. Im Dunkel, an das Beide sich erst gewöhnen mußten, wurde er von einer tiefen Baßstimme mit einem: „Guten Abend, Herr Prediger" begrüßt.

Es war Nikolaus Brennerlein, der Kirchendiener der Sanct Martha-Gemeinde, der sehr tief den Hut zog und dienstbeflissen die Hausthür öffnete, und erst den Prediger und dann Josepha ins Freie ließ. Er hatte die Absicht, über das Antreffen dieses Mädchens im Hause seine Verwunderung zu äußern, aber Konrad

schnitt ihm jede Bemerkung mit den Worten ab: „Wir gehen links, mein Kind.“

Nikolaus Brennerlein starrte noch eine Weile mit einem wenig intelligenten Gesichtsausdruck auf die Thür, ehe er seine kurzen Beine in Bewegung setzte, um langsam und keuchend die Treppe emporzuklimmen, die unter dieser schweren Last leise zu ächzen begann.

„Ei, da bist Du ja, Nickel,“ rief Frau Ulrike von oben herab ihrem Sohne zu. Sie hatte Konrad weggehen hören und nichts Eiligeres zu thun gehabt, als abermals ihre Neugierde zu befriedigen. Nun blickte sie gemächlich hinunter, die Arme auf das Geländer gestützt.

„Ja, da bin ich. Guten Abend Mutter,“ erwiderte Nikolaus mit einer Stimme, die wie aus dem Grabe klang. Er stöhnte ein paar Mal und erreichte dann glücklich die oberste Stufe. Hier angelangt, pustete er wie eine kleine Dampfmaschine, nahm den Hut ab, wischte sich mit dem rothgeblümten Taschentuch den Schweiß von dem fetten, bartlosen Gesicht und dem bereits bedenklich kahlen Schädel und brach dann in die Worte aus, die Ulrike jedesmal zu hören bekam, so oft er nach Hause kam: „Diese verdammte Hühnersteige wird noch mein Tod sein.“

„Du armer Junge hast Dich gewiß heute wieder sehr gequält. Der liebe Gott wird's Dir vergelten,“ erwiderte Frau Brennerlein, indem sie ihm nach

ihrer alten Gewohnheit die aufgeschwemmte Wange streichelte.

„Und Sauwetter ist es auch 'mal wieder geworden ... Und der Hunger liegt mir in allen Gliedern ... Und geärgert habe ich mich den ganzen Tag," brummte Nikolaus, woraus seine Mutter zu entnehmen glaubte, daß er sich heute in sehr ungnädiger Stimmung befinde.

Nikolaus Brennerlein, oder Nickel, wie ihn die Alte der Kürze wegen sehr zärtlich nannte, pflegte des Asthmas wegen, an dem er litt, stets in kurzen Sätzen zu sprechen, die er mit Vorliebe mit dem Wörtchen „und" begann. Er war ein nicht weit über Mittelgröße hinausragender, dicker Bursche von vierzig Jahren, dessen rundes, vollsaftiges Antlitz in einem röthlichen Ton strahlte. Der Mund war breit und die Augen von durchsichtiger Wasserbläue. Sein Unglück war eine Art doppelter Nase, die ihm im Verein mit der hohen gewölbten Stirn und den spärlichen Haarsträhnen, die am Hinterkopf in lüderlichen Spitzen ausliefen und seinen Rockkragen durchfetteten, etwas ungemein Pastorales gab, dessen er sich zu Zeiten mit und ohne Stolz bewußt ward; je nachdem der Ernst seines Berufes oder die spottsüchtige Jugend, die durchaus nichts Heiliges an ihm erblicken wollte, ihn beschäftigte.

Er war sozusagen zum Kirchendiener geboren. Selbst Vatermörder und schwarze Binde, die ehrwürdigen

Falten um Nase und Mund, und die Angewohnheit, beim andauernden Reden mit der rechten Hand in der Luft herumzufuchteln, als stände er auf der Kanzel, konnten nur dazu dienen, seine Erscheinung zu Gunsten seines Berufes zu heben. Hinzu kam eine gewisse äußerliche Aehnlichkeit mit dem Superintendenten Thürmel, auf die er großen Werth legte, von der aber sein nächster Vorgesetzter, der Küster Magner, in seiner Gegenwart behauptet hatte, sie diene nicht gerade dazu, das Ansehen des Superintendenten zu erhöhen.

Der Schrecken seiner Mutter war sein ewiger Hunger und ein Appetit, der ins Grenzenlose ging Mehr als einmal hatte sie ihn für einen „Nimmersatt" erklärt und sich im Stillen gefreut, daß er nicht der Pastor irgend einer wenig bemittelten Gemeinde geworden war. Er würde dann „Alle arm gegessen" haben, wie sie sagte.

Als Beide ins Zimmer getreten waren, sprang ihm Männe mit einem mächtigen Satz auf die Schulter, während Tine zärtlich zu miauen anfing und Angesichts der Liebkosungen, die er dem Kater zu Theil werden ließ, eifersüchtig zu ihm aufblickte.

Er roch sofort, daß es die von Mittag übrig gebliebene, aufgewärmte Karbonnade gab, und äußerte das mit ersichtlichem Wohlbehagen, indem die Nüstern sich blähten und der Mund sich zu einem feisten Lächeln erweiterte. Dann ließ er sich behaglich auf

das Sopha nieder und postirte die Katzen zu beiden Seiten. Während Ulrike ihm gleich einem unbeholfenen Kinde die Serviette umband, faltete er die Hände unter dem Tisch zu einem kurzen Gebet. Die Lippen bewegten sich leise, während die wasserblauen Augen andächtig auf der vorgesetzten Speise ruhten.

Dann hieb er tapfer ein. Ulrike verharrte in glückseligem Schweigen. Bei dieser Beschäftigung wagte sie ihn niemals eher zu stören, bis er gesprochen hatte. Bei jedem Happen, den er dem Munde zuführte, wendeten die Katzen ihm die Köpfe zu und betrachteten ihn voller Ehrfurcht.

Nach fünf Minuten wischte er sich zum ersten Male den Mund und brach das Schweigen.

„Der Küster Magner ist ein Esel . . . und ein großer! . . . Und wenn er so fort fährt, wird man ihn höheren Orts untersuchen lassen müssen, ob ihn der Satan nicht in den Leib gefahren ist. Der liebe Herrgott bewahre ihn vor diesem Ende. Und seine Frau . . . und die Kinder . . . und die Gemeinde.“

Das war sein heutiger Aerger, dem er Luft zu machen begann. Ulrike gerieth sofort in Bewegung und ließ sich ihm gegenüber nieder.

„Man sollte ihn absetzen und Dich an seine Stelle bringen . . . Hat er sich wieder mausig gemacht?“

„Es war heute einer der schlechtesten Tage . . .

und das im ganzen Jahre. Eine Leiche ist nur angemeldet worden ... Als ob ich dafür kann, daß in dieser Woche so wenig Menschen in der Gemeinde gestorben sind ... und daß es mit den Stolgebühren diesmal miserabel aussieht ... Er ist doch ein Esel!"

Endlich hatte er mit einem Stück Brot den letzten Rest des Fettes vom Teller gewischt. Er lehnte sich behaglich zurück, schloß die Augen, streckte die Hände aus, faßte jede der Katzen an's Fell und zog sie auf seine Kniee.

„Und nun kannst Du mir auch sagen, was das für ein Frauenzimmer war ... Frauenzimmer meinte ich, mit dem unser neuer Herr Prediger das Haus verlassen hat ... Erst möchte ich aber die Pfeife haben."

„Ei, Nickel, mit dem scheint's recht nett zu werden. Der liebe Herrgott bewahre mich vor einer Verleumdung, aber es wäre schlimm, wenn unsere Gemeinde ihn behielte."

„So sollen der Herr Superintendent auch gesagt haben ... und der Esel Magner war heut Nachmittag derselben Ansicht."

Während er eifrig paffte und große Rauchwolken sein Haupt umhüllten, erzählte ihm Ulrike eine lange, abenteuerliche Geschichte, in welcher der „liebe Herrgott," „die Kirche," „unsere Gemeinde," die „Aufgeklärten," die „sündhafte Welt," der „Nachfolger des Herrn

Bläsel“ und die „Schlumpe von der Straße“ große Rollen spielten.

„Nickel, ich glaube, Du schläfst . . . Verliert ein so großer Junge den Respekt vor seiner Mutter . . . Männe, Tine, Ihr werdet doch nicht etwa auch —?“

Es war wirklich so: dem würdigen Kirchendiener war die Pfeife ausgegangen. Er schnarchte jetzt sehr deutlich und hörbar. Rechts und links von ihm lagen zusammengeringelt die Katzen und schliefen ebenfalls.

Drittes Kapitel.

Das Predigerhaus, vor dem Konrad nach etwa zehn Minuten Halt machte, war aus rothen Backsteinen im gothischen Styl erbaut. Es lag mit der Front gegenüber der Schwesterkirche von Sanct Marthan und machte mit seinen grünen Jalusien, der großen, gewölbten Eingangsthür, den Bogenfenstern, Rosetten und Kreuzblumen einen sehr freundlichen Eindruck.

Das ganze Parterregeschoß war erleuchtet. Hier wohnte Hermann Julius Baldus. Das Haus stand seit zehn Jahren und nur zweimal hatte Konrad es betreten. Er zog an dem messingnen Knopf der Klingel und vernahm deutlich den Schall der Glocke. Gleich darauf wurde geöffnet. Er trat ein, gefolgt von Josepha.

Hinter der Thür stand erwartungsvoll Claudine Schaff, eine nonnenhaft aussehende hochgewachsene Frauensperson, die man auf den ersten Blick für jünger hielt,

als sie wirklich war. Ihr Alter war nicht gut festzustellen, denn hartnäckig verschwieg sie es Fremden gegenüber.

Allem Anscheine nach gehörte sie zu den Frauen, die während eines ganzen Jahrzehntes behaupten, die Dreißig niemals überschritten zu haben. In Wahrheit mochte sie bereits die Vierzig hinter sich haben.

Claudine war seit sechs Jahren die Wirthschafterin des Pastors. Böse Zungen behaupteten, daß sie dem Junggesellen bedeutend mehr sei. Thatsache war, daß sie das Regiment im Hause mit drakonischer Schärfe führte und ihr Einfluß auf den Pastor ein beinahe unbegrenzter war.

Vor ihrem Einzuge hatte Julius das Dach mit seiner nicht mehr jungen Schwester getheilt, der einzigen der beiden Brüder. Es war das zur Zeit, als Baldus der Vater sich noch im Amte befand und die alte Frau Pastorin noch lebte.

Hedwig vermochte sich mit ihrem Bruder nicht besonders gut zu stehen, aber sie ertrug alle Launen eines alternden Junggesellen und hielt tapfer aus. Sie hoffte, daß Julius eines Tages doch noch heirathen würde, und dann hätte sie ihre Pflicht erfüllt. Sie selbst hatte längst auf das Glück der Ehe verzichtet.

Eine Zeit lang ging Julius auch sehr stark auf Freiersfüßen. Dann lernte er Claudine kennen und nahm sie ins Haus; er wolle nicht, daß seine Schwester sich ihm länger aufopfere, meinte er.

Damit hatte er den Heirathsplänen ein- für allemal ein Ende bereitet und den Entschluß gefaßt, sein Leben als Junggeselle zu beschließen. Hedwig war erlöst und konnte nun wieder zu den Eltern ins alte Predigerhaus übersiedeln. Dem sich nun entspinnenden eigenthümlichen Verhältniß zwischen dem Pastor und seiner Wirthschafterin war es zuzuschreiben, daß die Familie Baldus sich allmählich zu zersplittern begann, daß namentlich Hedwig äußerst selten das Haus des Bruders betrat. Konrad war von alledem unterrichtet.

„Guten Abend," sagte er mit einer leichten Verbeugung, als er eingetreten war. „Ist mein Bruder, der Herr Pastor, noch zu sprechen? In diesem Falle möchte ich bitten, mich bei ihm anzumelden . . . Ah, es ist Besuch da," fügte er hinzu, als er durch die zunächst gelegene Thür verworrenes Sprechen vernahm und sein Blick auf die dicht besetzten Garderobenständer fiel.

„Es wird eine Konferenz abgehalten. Ich weiß nicht — —" erwiderte Claudine, indem sie mit ungeheucheltem Erstaunen Josepha betrachtete, die hinter dem jungen Prediger stehen geblieben war und neugierig den langgestreckten Raum zu mustern begann.

„Herr Doctor Baldus, wenn ich mich nicht irre," setzte sie sehr schnell hinzu, als hätte sie sich erst jetzt von ihrer Ueberraschung erholt. „Wollen Sie die Güte haben, hier hereinzutreten . . . Ich will den Herrn Pastor sofort benachrichtigen."

Sie öffnete eine Thür links, trat bei Seite und fragte zögernd: „Und das Mädchen —?“

„Ist ein bedauernswerthes Geschöpf, daß ich halbverhungert auf der Straße gefunden habe und dessentwegen ich hierhergekommen bin,“ fiel er ihr etwas kurz ins Wort. „Sie würden mich verbinden, wenn Sie dem Kinde so lange einen Platz anwiesen, bis ich meinen Bruder gesprochen haben werde. Vielleicht in den hinteren Räumen . . .“

Claudinens Erstaunen wuchs ersichtlich. Während Konrad, ohne Hut und Mantel, in das kleine behagliche Vorzimmer trat, gab sie Josephan einen Wink, zurückzubleiben.

„Soll das junge Mädchen vielleicht die Nacht hierbleiben?“ fragte sie dann. „Ich glaube nicht, daß der Herr Pastor —“

„Darüber wird allein mein Bruder zu entscheiden haben,“ fiel er ihr abermals ins Wort; diesmal mit so großer Bestimmtheit, daß sie sich sofort dem Corridor mit dem Bemerken zuwandte, sie würde einstweilen für das Mädchen sorgen.

Drei Minuten etwa hatte Konrad Zeit, die Einrichtung des Raumes zu mustern. An der einen Wand standen nebeneinander mehrere Sessel, davor ein Tisch. Links konnte man durch die geöffnete Thür in das Confirmandenzimmer blicken, das nur spärlich erleuchtet war. Von besonderem Werthe erschienen ihm zwei große

Kupferstiche: Die Ehebrecherin vor Christo und die Auferweckung von Jairi's Töchterlein. Während des Doctors Augen auf dem letzteren Bilde ruhten, ging es hinter der geschlossenen Thür sehr lebhaft her. Er konnte nicht recht verstehen, was gesprochen wurde. Einmal nur hörte er deutlich eine durchdringende Frauenstimme langsam die Worte sagen: „Das Cölibat . . . das Cölibat muß aus der Welt geschafft werden.“ Dann verstummte auf einige Augenblicke die Unterhaltung. Allem Anscheine nach hatte Claudine den Hausherrn benachrichtigt.

Gleich darauf trat der Pastor ein.

„Ei, mein Herr Bruder! Guten Abend. Sehr willkommen! Also doch! Spät kommt man, doch man kommt.“

Während er das, nachdem er die Thür hinter sich geschlossen hatte, rasch hinter einander mit freundlicher Miene sagte, streckte er Konrad die Hand entgegen.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß mein Besuch etwas lange auf sich warten ließ, und daß ich um diese Stunde noch störe.“ Konrad drückte, angenehm berührt durch die warme Begrüßung, überaus herzlich die ihm dargereichte Hand.

„Nun, nun, wir konnten uns denken, daß es mit den Visiten nicht so schnell abgehen würde. Uebrigens wußten wir, daß Du uns eines Tages finden würdest.“

Konrad blickte überrascht auf. Eine gewisse Ironie

in den letzten Worten machte ihn stutzig. Doch Julius fuhr sogleich fort:

„Du bleibst doch hier? Wie ich sehe, hast Du nicht einmal abgelegt.“

„Ich weiß nicht — — Ich glaubte Dich allein zu finden und bin wirklich nicht in der richtigen Stimmung . . . Ich habe ein Anliegen an Dich.“

„Später, später,“ unterbrach ihn Julius etwas unwillig. „Jetzt ziehe Deinen Paletot aus, wenn ich bitten darf. Man weiß bereits, daß Du hier bist. Uebrigens wirst Du doch nicht weggehen, wenn Dein Vater anwesend ist.“

„Wie, er ist hier?“ sagte Konrad in freudiger Erregung.

„Du wirst viel Rücksicht auf ihn zu nehmen haben,“ fuhr Julius mit etwas gedämpfter Stimme fort, indem er seinem Bruder behülflich war, den Ueberrock abzulegen. „Ich kann Dir nicht verhehlen, daß er in der letzten Zeit etwas schwach geworden ist. Sein Gedächtniß hat sehr gelitten.“

Diese Mittheilung kam Konrad so unerwartet, daß er nur bedauernd den Kopf schüttelte. Dann begaben sie sich in das Studirzimmer des Pastors. Es waren etwa zehn Personen anwesend, die theils standen, theils saßen und beim Eintritt der Brüder in Bewegung geriethen. In der Mitte des auffallend großen Zimmers stand ein runder Tisch, über den eine mächtige Hänge-

lampe mit grünem Schutzschirm ihr Licht verbreitete. Von diesem Tisch erhob sich der alte Baldus und eilte auf seinen Sohn zu, den er mit ausgestreckten Armen an sich preßte.

Konrad Friedrich ging sehr gekrümmt, denn er hatte die Siebenzig bereits überschritten. In seinem bartlosen, hageren Gesicht lagen tiefe Furchen. Besonders schön war die hohe, gewölbte Stirn. Langes, schneeweißes Haar gab ihm einen künstlerischen Zug, der die Sympathie für diese ehrwürdige Gestalt erhöhte. Was sofort auffiel, war die Aehnlichkeit mit seinem jüngsten Sohne.

„Wir hatten Dich schon erwartet,“ sagte er mit einer für sein Alter auffallend kräftigen Stimme; sie war der letzte gesunde Rest des einstigen Kanzelredners. Während Konrad ihm tief ergriffen zuflüsterte, daß er sich mit ihm am andern Tage aussprechen würde, nahm der Alte ihn bei der Hand, um ihn im Kreise herumzuführen. Er wandte sich zunächst einem Herrn zu, der abseits von den Uebrigen am Schreibtisch saß.

„Erlauben Sie, Herr Hofprediger, daß ich Ihnen meinen Sohn vorstelle, den zukünftigen zweiten Prediger unserer Schwestern-Gemeinde.“

„Vorausgesetzt, daß der Ober-Kirchenrath die Wahl bestätigt, Herr Hofprediger,“ fiel Julius plötzlich ein, daß Konrad zum zweiten Male eine unangenehme Empfindung hatte. Der Pastor trat auf die Drei zu, und

lächelte verbindlich, um die scharfe Betonung seiner Worte abzuschwächen.

„Nun, das müssen wir der Zukunft überlassen," erwiderte der Hofprediger. Er lächelte gezwungen, nickte vor sich hin und streckte etwas nachlässig Doktor Baldus, der sich vor ihm verbeugte, die Rechte entgegen.

„Ich habe bereits von Ihnen gehört," fügte er mit scharfer, durchdringender Stimme hinzu. Er sprach ungewöhnlich laut, da er sich beim Sprechen schwer an einen kleinen Raum gewöhnen konnte. Sein Blick glitt langsam und bedächtig über den vor ihm Stehenden.

„Das freut mich um so mehr, Herr Hofprediger, als Sie bei der großen Thätigkeit, die Sie im öffentlichen Leben entfalten, jedenfalls sehr wenig Zeit finden, sich der kleinen Geister zu erinnern. Man spricht ja jetzt überall von dem christlich-socialen Programm, mit dem Sie die Arbeiterfrage zu lösen hoffen."

„Wie bescheiden," ließ sich vom Sopha her an der gegenüberliegenden Wand, dieselbe eintönige weibliche Stimme vernehmen, deren Klagelaute Konrad bereits durch die Thür vernommen hatte.

Der Hofprediger nickte zum zweiten Male herablassend. Er schien die leise Ironie nicht verstanden zu haben, oder sie mit Absicht überhören zu wollen. Jedenfalls verrieth nichts in seinem Antlitz, daß er sich getroffen fühlte. Er war ein Mann in der Mitte der Fünfziger, von kräftiger untersetzter Figur. Sein

Antlitz zeigte auf den ersten Blick nichts Besonderes. Es war ein Dutzendgesicht der Pastorenschablone: glattrasirt bis auf die Bartfraise, die nach englischer Manier vom Ohre herab die Wange bedeckte. Das einzig Bemerkenswerthe war das stark ausgeprägte eckige Kinn, das von großer Energie des Willens zeugte. Der Mund glich einem breiten vernarbten Messerschnitt, der um so deutlicher hervortrat, wenn die buschigen Brauen über den kleinen, listigen Augen sich zusammenzogen, und die Züge unverhohlenen Unmuths sich bemerkbar machten. Das Gesicht nahm dann einen unangenehmen Ausdruck an; etwas Abstoßendes und Rohes sprach aus ihm; wohin man blickte, sah man nur Härten und scharfe Linien. Nirgends ein Zug von Milde und wahrhaftiger Herzensgüte. Es war das Antlitz eines Komödianten, der über das Handwerk des Theaterbösewichtes niemals hinausgekommen war und welcher seine Rolle auch im Leben nicht verleugnen konnte.

„Sie sind viel schriftstellerisch thätig gewesen, wenn ich recht unterrichtet worden bin," fragte er auf's Neue.

Ehe Konrad antworten konnte, kam ihm Julius zuvor. „Mein Bruder ist der Verfasser des vor Kurzem erschienenen Buches über die neue Auslegung der Bergpredigt. Sie entsinnen sich vielleicht, Herr Bock ...... Wir sprachen erst neulich darüber. Mein

Herr Bruder hat damit eine große —" Er wollte hinzufügen: „Thorheit begangen," besann sich aber im Augenblick, wandte sich um und beendete den Satz mit einem langgedehnten „Hm," dem sofort ein erstickter Hustenanfall folgte.

„So, so . . . richtig! Sie also sind dieser Baldus."

Während Konrad sich abermals stumm verbeugte, blickte ihn der Hofprediger diesmal mit unverkennbarer Ueberraschung an. Seine Brauen zogen sich zusammen. „So, so," wiederholte er; dann fügte er mit starker, zweideutiger Betonung hinzu: „Es freut mich, in Ihnen den Herrn Autor kennen gelernt zu haben."

In diesem Augenblick erhob sich der alte Baldus und schritt durch's Zimmer. Wenn er sich auf den altersschwachen Beinen fortbewegte, so konnte man deutlich seine schwerfälligen Athemzüge vernehmen. Er bedurfte hin und wieder der Stütze und tastete von einem Möbelstück zum andern. In dem langen, schwarzen Rock, den er Tag für Tag zu tragen pflegte, und welchen er stets offen ließ, weil er ihm längst zu weit geworden war; mit den verwilderten, gebleichten Haaren, die bis auf die Schulter fielen und durch die breite, weiße Binde keine Unterbrechung erhielten, machte er den Eindruck eines vom Tode Auferstandenen. Hinzu kam das seltsame Flackern der auffallend großen Adleraugen, welches das Wesenlose seiner Erscheinung noch erhöhte.

„Es sind große Gedanken in dem Buche meines Sohnes, Herr Hofprediger. Man sollte höheren Ortes darauf aufmerksam machen," sagte er laut, die Worte stoßweise hervorbringend, während die freudige Genugthuung, seinem Jüngsten dies Lob ertheilen zu können, seinem Antlitz einen verklärenden Schimmer gab.

„Das Letztere ist bereits geschehen, Herr Pastor," fiel Hofprediger Bock schnell ein, während ein faunisch-spöttisches Lächeln die Mundwinkel umspielte.

„Siehst Du, mein Sohn — ich habe es mir gedacht. Gleich als ich es las, sagte ich mir, daß Dein Buch reformirend wirke. Es sind große, es sind herrliche Gedanken!"

„Wie denken Sie sich diese Reform, Herr Pastor," fragte der Hofprediger auf's Neue, ohne eine Antwort zu bekommen. Der alte Baldus hatte seine zitternden Hände nach Konrad ausgestreckt und wurde von diesem an sich gezogen. Zu gleicher Zeit neigte sich Julius zu Bock hernieder.

„Ich bitte Sie recht dringend, lieber Herr Bock, den Worten meines Vaters keine große Bedeutung beizulegen," flüsterte er hastig, indem er ängstlich seinen Blick seitwärts zu Vater und Bruder gleiten ließ, welche die Fensternische aufgesucht hatten. „Sein hohes Alter, sein schwaches Gedächtniß lassen ihn öfter kindische Aeußerungen thun . . . Es ist bejammernswerth. Ich bitte also um Nachsicht."

„Also wirklich bedenklich hier oben? Es wäre auch sonst gar nicht anders zu erklären.“ Der Hofprediger hatte das Gesicht den Uebrigen abgewendet und verstohlen mit dem Finger nach der Stirn gedeutet.

„Es ist so . . . Er leidet an der fixen Idee, zur Erkenntniß gekommen zu sein. Damit peinigt er uns den ganzen Tag.“

„Allerdings eine ganz sonderbar-fixe Idee . . . Ich verstehe jetzt Alles . . . Ich denke, wir gehen nun an unsere Berathung.“

Er hatte sich erhoben. Im Begriff auf den runden Tisch zuzuschreiten, wandte er sich noch einmal zu Julius. „Ihr Herr Bruder huldigt sehr liberalen Prinzipien,“ sagte er in demselben gedämpften Tone wie zuvor. „Es wäre schade, wenn man ihn nicht bekehren könnte. Das heißt —.“

„Es ist mein größter Kummer, Herr Hofprediger, aber die Gemeinde hat ihn berufen und Sie wissen, daß die Liberalen in ihr vorläufig die Oberhand haben; aber was an mir liegt so — —. Nun, ich brauche den Satz wohl nicht erst zu vollenden.“

„Ich weiß, ich weiß . . . Sie waren immer eine feste Stütze der Kirche und des Staates.“ Der Hofprediger drückte die Hand des Amtsbruders und schritt dann nach der gegenüberliegenden Seite des Zimmers, dem Sopha zu, wo die übrigen Anwesenden eine Gruppe gebildet hatten.

Der alte Baldus hielt noch immer die Hände seines Sohnes. Einige Augenblicke waren sie unbeobachtet; auch Hermann Julius hatte ihnen den Rücken gewendet.

„Ich kann Dir nicht sagen, was für schlaflose Nächte mir Dein Buch bereitet hat," sagte der Alte. „Es hat mich auf etwas gebracht, was ich wie ein dumpfes Gefühl Jahrelang mit mir herumgetragen habe, ohne die erlösenden Worte dafür zu finden. O mein Sohn, es war nicht recht von mir, während eines Menschenalters, Tausende und Abertausende im Unglauben zu lassen."

Der Druck, den diesmal Konrad verspürte war krampfhaft, als wollte der Greis beweisen, daß ihm die körperlichen Kräfte noch nicht abhanden gekommen seien. Mit erweiterten Augen und halb geöffnetem Munde blickte er seinen Sohn an. Etwas Düsteres und zugleich unsäglich Schmerzliches sprach aus diesen von stillem Gram und hohem Alter durchfurchten Zügen. Plötzlich brachte er seinen Mund fast dicht an das Ohr Konrads und flüsterte geheimnißvoll: „Aber ich bitte Dich, sprich zu ihm nicht darüber, es würde mich noch kränker machen, als ich bin. O ja, Dein Vater ist sehr krank." Er kicherte unterdrückt, ergriff Konrad's Arm und schritt dann mit sehr ernstem Gesicht dem großen Lehnstuhle am runden Tische zu.

Konrad war erschreckt. War das Wahrheit und

Ueberzeugung, was er soeben vernommen hatte, oder hatte Julius Recht gehabt mit dem, was er vorhin über den Zustand des Vaters geäußert hatte? Sollte dieser Greis, dessen Klarheit des Verstandes stets eine bewunderungswürdige gewesen war, dessen orthodoxe Anschauung vor Jahren durch nichts erschüttert werden konnte, welcher seinen gleichalterigen Amtsbrüdern an Frische des Geistes stets als Muster gedient hatte — sollte dieser hochbetagte Diener Gottes noch bevor er den Fuß ins Grab gesetzt hatte, einem Blödsinn verfallen sein, den sein ältester Sohn mit der Bezeichnung „kindisch“ milder zu beurtheilen verstanden hatte? Sein äußerliches Gebahren sprach für das letztere. Und doch machte er beim Sprechen den Eindruck, als wäre er sich des Sinnes seiner Worte vollständig bewußt.

Als Konrad den Alten sanft auf den Stuhl niederließ, war er sich nicht recht klar darüber, ob der Schrecken oder das Mitleid in ihm vorherrschend sei. Ein sonderbares, unerquickliches Gefühl beherrschte ihn. Er stand vor einem Abgrund, dessen Tiefe ihm noch unbekannt war. Jedenfalls würde es das Beste sein, nach und nach zu ergründen, was Wirklichkeit und Schein an ihm war. So nahm er sich denn vor, den Alten aufmerksam zu beobachten und ihn eingehend zu studiren.

„Wir sprechen ein anderes Mal mehr darüber,

Vater. Ich habe die Empfindung, als nützest Du Dein Alter nicht so aus, wie es Gott nach einem so segensreichen Wirken, wie das Deinige es war, allein wohlgefällig erscheinen kann," sagte er halblaut, nachdem er sich neben ihm niedergelassen hatte.

„Pst, pst, kein Wort mehr darüber, er kommt," gab der Greis leise zurück, indem er angstvoll nach der Gruppe blickte, von woher Julius soeben auf die Beiden zutrat. Es war Konrad bereits mehrere Male aufgefallen, daß sein Vater eine gewisse Furcht empfand, sobald er sich im Gespräche mit seinem Jüngsten von Julius beobachtet glaubte.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür, die zum Corridor führte. Es war Claudine, die den Thee brachte. Bei derartigen Konferenzen ließ sie es sich nicht nehmen, selbst die Dienerin zu spielen. Eine Eigenthümlichkeit, die ihr anhaftete, war ihr lautloser Gang. Sie schlich wie auf Gummischuhen umher. Es lag etwas Unheimliches in diesem unhörbaren Kommen und Gehen, das noch verstärkt wurde durch den unnatürlich-hohen Wuchs dieses Mannweibes. Ihr ganzes Wesen zeigte selbstbewußte brutale Kraft. Selbst das Lächeln, das wie eine unschöne Angewohnheit bei jeder Anrede über das starre, ausdruckslose Gesicht glitt, vermochte diesen Eindruck nicht abzuschwächen. Zu diesem Resultat gelangte Konrad, als er jetzt Gelegenheit hatte, sie aufmerksamer zu beobachten. Er konnte

nicht begreifen, was für besondere Sympathie diese Person in seinem Bruder zu erwecken vermochte. Wenn er die Birnenform des Kopfes, diese massive, an den Schläfen mächtig ausgearbeitete Stirn betrachtete ...; diesen breiten sinnlichen Mund, diese große Nase, dieses Doppelkinn, das den Hals fast vollständig verdeckte ... Dazu das glatte nach beiden Seiten gescheitelte Haar, das ihr das Aussehen einer alternden, unschönen Nonne gab. Selbst die tadellos geformten Augen vermochten diese Maske nicht zu beleben.

Was Konrad besonders auffiel, war die Ungenirtheit, mit der sie die Wirthin spielte. Sie schien sich ganz als Herrin zu fühlen, welche die Situation beherrscht. Die Gäste verwunderten sich darüber nicht. Sie mußten bereits wissen, was für eine bevorzugte Stellung Claudine bei dem Pastor einnahm. Um so auffallender für Konrad war die Unterwürfigkeit, die sie seinem Bruder entgegenbrachte. „Darf ich recht sehr bitten, Herr Pastor,“ sagte sie zum Beispiel mit niedergeschlagenen Augen und mit zaghafter, aber lauter Stimme, als wollte sie öffentlich den Beweis für das Abhängigkeitsgefühl geben, als des einzigen Bandes, das sie an den Hausherrn knüpfe. Und kaum hatte Julius den Thee genommen, so zuckte es um ihre Mundwinkel und in ihren Augen flackerte es blitzschnell auf, als wollte sie sich im Geheimen über die hier gepielte Komödie lustig machen. Dann trat sie auf den

Hofprediger zu, der sich wieder auf seinen alten Sitz neben dem Schreibtisch niedergelassen hatte.

Bock pflegte den Thee stark mit Rum zu genießen. Sie wußte das und erwarb sich jedesmal seine Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm den feinsten Jamaika präsentirte.

„Danke, meine Liebe," sagte er gnädig, indem er aus der fein geschliffenen Crystallflasche eine beträchtliche Quantität in die Tasse goß. Und während er, die Tasse in der Hand haltend, mit dem Löffel rührte, glitt sein Blick wohlgefällig über die Gestalt Claudinen's, welche ihn jedesmal mit Bewunderung erfüllte. „Sie hat etwas von einem Grenadier, aber von einem den man gern hat," hatte er einmal offen zu Julius gesagt, worauf dieser nur erwidert hatte: „Sie hält mir meine Konfirmanden vor Beginn des Unterrichts vortrefflich in Schach. Sie nähme es mit der ganzen Klasse auf." Seit dieser Zeit hatte der Hofprediger den größten Respect vor ihr, und beneidete den Pastor im Stillen um eine derartige „Stütze des Hausstandes."

Als sie die Gruppe am Sophatisch bedient hatte, trat sie auf den alten Baldus zu. Starr und unbeweglich blieb sie vor dem Greise stehen, dessen Hände mehr als sonst in's Zittern geriethen, als er mit einem kurzen „Danke" die Tasse nahm.

„Sie ist sein Unglück," sagte er fast unhörbar zu Konrad, als sie sich entfernt hatte und gespensterhaft,

wie sie erschienen, aus dem Zimmer verschwunden war. „Sie hat ihn völlig in ihrer Macht und er folgt ihr wie ein Kind . . . Seit sie hier im Hause ist, wagt Deine Schwester ihn nicht mehr zu besuchen. Die Person hofft, daß er sie heirathen werde. Morgen mehr darüber.“

Viertes Kapitel.

Das Gespräch wurde nun sehr lebhaft. Es begann sich auf's Neue um den Zweck der heutigen Zusammenkunft zu drehen. Der Eintritt Konrad's hatte die Konferenz unterbrochen. Man war zusammengekommen, um über die ersten Schritte zur Eröffnung eines Wohlthätigkeitsbazars zu Gunsten der verwahrlosten Kinder der Schwesterngemeinde zu berathschlagen. In diesem Stück Alt-Berlin zeigte sich neben stolzen Kaufmannshäusern das Elend in hundertfacher Gestalt. Die Armuth verkroch sich in die niedrigen, baufälligen Häuser der engen, schmutzigen Gassen. Und neben dem Elend machte sich das Verbrechen breit. Gerade in diesem Jahre saßen die Oberhäupter vieler Familien im Gefängniß oder im Zuchthaus. Ihre Frauen gingen einem lichtscheuen Gewerbe nach, die Kinder blieben sich selbst überlassen und befanden sich auf dem Wege zu entarten und zu verkommen. Ueber hundert solcher Seelen kannte man, die nach Pastor Baldus Ansicht mehr der göttlichen als der menschlichen Rettung bedurften.

„Ja, es sieht schlimm aus und die Jugend in den niederen Kreisen der Bevölkerung,“ sagte der Hofprediger, indem er den rechten Arm mit der gespreizten Hand von sich streckte, was er immer zut hun pflegte, sobald er eine Rede begann. „Es ist die Sucht nach dem leichten, unredlichen Erwerbe der Eltern, nach einem lüderlichen Lebenswandel, nach unchristlichen Genüssen aller Art, welche die Kinder mit sich fortreißt und ihnen den Glauben an Gott schon im zartesten Alter raubt.“

„Sehr wahr, sehr wahr, Herr Hofprediger. Wir müssen eine neue Jugend schaffen,“ ließ sich beifällig auf der anderen Seite der Wand eine klanglose Stimme vernehmen. Sie gehörte einem kleinen korpulenten Herrn, der auf einem Fauteuil neben dem Sopha mehr vergraben war als er saß, und mit Sehnsucht des Augenblicks geharrt hatte, wo er dieselben Worte gebrauchen könne, die er am heutigen Abend bereits mehrmals geäußert hatte. Sie bildeten das große, Alles umfassende Programm seines Lebens.

Friedrich Kickert war Seminardirektor a. D. und wohnte seit etwa zehn Jahren in Berlin. Er gehörte zu den Leuten, die sich auf jede Art und Weise dem Staate und der Gesellschaft nützlich erweisen wollen. Es verging kein Monat, in welchem er nicht mit Reformvorschlägen hervortrat, die sich insgesammt um neue Schuleinrichtungen drehten. Das Kultusministe=

rium hatte besonders stark darunter zu leiden. Da man sich aber nicht dazu verstehen konnte, die Präparandenweisheit des Seminardirektors anzuerkennen, so legte man seine Reformvorschläge mit großer Seelenruhe zu den Akten und gab ihm eines Tages brevi manu zu verstehen, daß „Seine Excellenz der Herr Kultusminister“ von den wohlmeinenden Plänen überzeugt sei, daß er es aber für besser hielte, wenn der frühere Herr Seminardirektor die Zeit seiner Ruhetage ersprießlicheren Dingen zuwände.

Darauf hatte sich Herr Kickert dem Schooße der Kirche zugewendet und war Vorsitzender eines Vereins christlicher junger Männer geworden, als welcher er in aller Stille von seinen Idealen weiterträumte. Außer gewissen geistigen Getränken, denen er im Geheimen stark huldigen sollte, wie böse Menschen ihm nachsagten, indem sie sich dabei auf seine sanftgeröthete Nase beriefen, kannte er nur noch einen Abgott, für den seine Existenz zu opfern er sich jeden Augenblick bereit erklärt haben würde: den Hofprediger Bock. Er begleitete ihn in alle Volsversammlungen, saß neben ihm auf dem Podium, leerte voller Begeisterung für die Sache ein Glas Bier nach dem anderen, blickte während der Rede seines Meisters durch die blau angehauchte Brille wie ein in Entzückung gerathener Knabe zu ihm empor, und war am Schluß der Erste, der sich eilfertig bemühte, dem großen Manne bei An=

legung des Paletots behülflich zu sein. Jedoch war das noch nicht der größte Moment seines Lebens; er trat erst ein, wenn ihm die Auszeichnung zu Theil wurde, an Stelle des abwesenden ersten Vorsitzenden die Versammlung zu eröffnen und dem Herrn Hofprediger Bock das Wort zu ertheilen. Dann ließ er über die Brille hinweg den Blick voller Majestät über die Versammlung schweifen, als wollte er sagen: Seht ihr, auch ich bin ein Auserwählter des Herrn . . .

Die Glocke in der Hand wurde zur Leuchte seines Geistes. Nach der leisesten Ruhestörung begann sie mächtig zu arbeiten, als wären die Posaunen des jüngsten Gerichts im Anzuge, welche die neue Zeit der Aufklärung und Toleranz verkünden sollten.

„Ja, wir müssen eine neue Jugend schaffen,“ wiederholte er nochmals und fügte diesmal hinzu: „Man sollte die Mäßigung schon im zartesten Alter lehren.“

Er senkte die Nase weit auf die Tasse, die er noch immer in den Händen hielt und erquickte sich am Geruch des starken Rums, den er sich zum Schrecken Claudinens dreimal hintereinander ausgebeten hatte.

Der Hofprediger sandte einen Blick der Anerkennung zu ihm hinüber und fuhr fort zusprechen: „Die frühen Eheschließungen der niederen Klassen sind die Hauptursachen allen Elends. Blicken Sie sich doch um, in den Vorstädten, meine Lieben. So ein Arbeiter-

pärchen ist kaum flügge geworden, da hat es sich auch schon eingenistet in einer Kammer, mit einem Bette, einem Tische und zwei Stühlen. Ohne Aussicht auf die Zukunft werden Kinder in die Welt gesetzt. Dann kommt Arbeitslosigkeit und Noth. Bis zum Verbrechen ist nur ein Schritt. Die Ehegatten gehen ihren eigenen Weg und bekümmern sich nicht mehr um die Kinder. Es wird ja den Leuten heute durch die Civiltrauung leicht genug gemacht.“

„Das Cölibat, das Cölibat,“ klagte die Dame auf dem Sopha abermals. Diese schon betagte Person war eine merkwürdige Erscheinung, die als komische Figur in gewissen Vereinen allgemein bekannt war. In ihrer Jugend hatte sie einen katholischen Priester geliebt und war seinetwegen zum Katholizismus übergetreten. Da ihr Angebeteter geschworen hatte der Kirche ewig treu zu bleiben, so mußte sie ihrem süßen Traume, für ewig mit ihm vereint zu werden, entsagen. Seit der Zeit haßte sie alles, was mit den Einrichtungen der katholischen Kirche zusammenhing. Sie trat wieder zum Protestantismus über und schrieb gegen das glückmordende Cölibat eine Brochüre, die sie auf eigene Kosten drucken ließ, und welche sie jedem Menschen, der standhaft genug war, den Roman ihres Lebens bis zum letzten Kapitel zu ertragen, gratis überlieferte. Da sie sehr vermögend war, so erlebte die Brochüre in jedem Jahre neue Auflagen. Ihrer Freigebigkeit hatte sie es

zu verdanken, daß man sie mit der Zeit wie ein harmloses Uebel hinnahm, gegen das anzukämpfen sich Niemand mehr die Mühe gab. So lange man sie kannte ging sie schwarz gekleidet, das Gesicht verhüllt durch einen Spitzenschleier, den sie nur dann lüftete, wenn sie sich dazu gezwungen sah.

„Man soll das Cölibat aus der Welt schaffen, dann wird es besser werden," sagte sie nach einer kurzen Pause.

„Eher wird Rom zu Grunde gehn, meine Gnädige," sagte der Seminardirektor, während er ihr zuvorkommend die Tasse abnahm.

„Ja, die Welt ist zu schlecht. Man darf sich nicht wundern, wenn die katholischen Priester einem unsittlichen Lebenswandel nachgehen und sich mit ihren Mägden einlassen. Haben Sie die neueste Skandalgeschichte aus Köln gelesen?"

Neben ihr auf dem Sopha lag eine große Handtasche, die sie auf allen ihren Besuchen mit sich führte. Sie war vollgepfropft mit einem Theil der Brochüren und diversen Zeitungen, in denen sich moralisches Anklagematerial gegen die ihr verhaßte Institution befand. Derartige Journale sammelte sie, um sie bei passender Gelegenheit Jedermann zur Lektüre zu übergeben.

„Ich habe bereits gelesen, verehrtes Fräulein," erwiderte der Seminardirektor mit einer abwehrenden

Handbewegung. Er kannte die abgegriffenen Blätter bereits zur Genüge. Die Unglückliche nickte resignirt vor sich hin, schloß die Tasche und versank in ihr altes Brüten.

Die Uebrigen achteten garnicht auf ihre Worte. Nur ein lang aufgeschossener, sehr jung aussehender Candidat der Theologie, der sich der besonderen Gunst des Hausherrn erfreute und kerzengrade, die Feder in der Hand, an einem kleinen Tisch neben dem Sopha saß, um die Dienste eines Schriftführers zu verrichten, erlaubte sich, vergnügt den Mund zu spitzen, ohne jedoch den Blick von dem vor ihm liegenden Blatt Papier zu heben.

Die Debatte über das angeregte Thema wurde nun eine sehr eingehende. Der Seminardirektor meinte, daß die Trunksucht in den niederen Klassen der Bevölkerung von Tag zu Tag immer mehr zunehme und zur Zerstörung des Familienlebens beitrage.

„Es ist entsetzlich, wenn man in die Vorstädte kommt und eine Destillation neben der anderen erblickt. Ich kann nicht begreifen, wie man sich in derartigen Giftbuden wohlfühlen kann," fügte er mit einem bedauernden Schütteln des Kopfes hinzu, während er sich unbewußt mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Nase rieb.

Zur Rechten der Todtfeindin des Cölibats saß ein Ehepaar, das sich wenig an der Unterhaltung be-

theiligte. Der Mann, ein hagerer, sehr jugendlich gekleideter Herr in den Sechszigern, war ein im Kirchspiel seit langer Zeit ansässiger Rentier und Häuserbesitzer. Adam Simmer hatte früher einen Bücherladen besessen und sich besonders durch den Vertrieb der Kirchenliteratur in den betheiligten Kreisen ein gewisses Verdienst erworben. Dieses Geschäft war auf einen Neffen übergegangen. Um sein Lebensende nicht ganz unthätig zu beschließen und sich der Kirche auch äußerlich nicht zu entfremden, hatte er als Vertreter einer großen auswärtigen Handlung für verschiedene Kirchen die Lieferung des Abendmahlswein übernommen. Da er einen sehr langen Credit gewährte, so zählten auch viele Pastoren zu seinen Kunden, denen er schließlich noch besondere Vergünstigungen zu Theil werden ließ.

Simmer besaß die unangenehme Eigenschaft, nicht lange auf einem Fleck sitzen zu können. Alle fünf Minuten erhob er sich und setzte die Beine in Bewegung. Er selbst entschuldigte das mit seiner Nervosität, wogegen Andere behaupteten, er leide an der Neugierdesucht, das heißt an der eigenthümlichen Manie, jedes Ding im Zimmer zu betasten, in die Hand zu nehmen (so weit es anging) und es einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Büchern gegenüber war das ganz besonders der Fall; er konnte dann seinen früheren Beruf niemals

verleugnen. Der Inhalt der Werke war ihm völlig gleichgültig; nur Titel und Verlag interessirten ihn. Er war der Schrecken aller Leute, die größere Bibliotheken besaßen. So schritt er denn auch jetzt wieder zum großen Verdruß Kickerts, der ihn hinter dem Rücken einen „unausstehlichen Kerl" zu nennen pflegte, zum zehnten Male bereits den breiten Bücherregalen im Hintergrunde zu und brachte die Nase in sehr enge Berührung mit den Einbänden, da er sehr kurzsichtig war.

Bei dieser Beschäftigung warf er laut ein: „Man sollte den Wein zum Nationalgetränk der Deutschen machen, wie Fürst Bismarck es öffentlich ausgesprochen hat. Dann würde sich auch der Schnapsbedarf vermindern. Die schlimmen Gedanken der niederen Bevölkerungselemente würden sich klären."

„Zum Segen sämmtlicher Weinhandlungen," erlaubte sich der Seminardirektor mit einem spöttischen Lächeln zu bemerken. Der Rentier wandte das würdevolle Haupt seitwärts und warf einen Blick aufrichtigen Bedauerns auf den Sprecher; dann vertiefte er sich wieder in die Rückentitel.

„Die Leute würden auch viel gesünder bleiben, denn der Wein nährt, und der Schnaps zehrt," ließ sich Frau Simmer vernehmen. Sie war das grade Gegentheil ihres Mannes: von mächtigem Körperumfange und eiserner Ruhe. Stundenlang konnte sie ihren

Platz mit der Schwere eines Klumpen Blei's behaupten. Sie war die Tochter eines Pächters vom Lande, die Jüngste von Dreien, die sämmtlich an einem Ueberfluß von robuster Gesundheit litten. Die Hauptbeschäftigung ihres Lebens bestand darin, gut zu essen und zu trinken, wobei dem Weinkeller ihres Gatten eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde; die christlichen Vereinsblätter zu studiren und die Erziehung ihres „Mopperl" zu leiten, eines kleinen Vierfüßlers, da ihre Ehe mit dem früheren Buchhändler kinderlos geblieben war.

„Sie haben ganz Recht, Herr Seminardirektor," begann der Hofprediger wieder, „auch der Schnaps ist ein großer Faktor, mit dem gerechnet werden muß. Er trägt viel zur Irreligiosität der Massen bei. Es ist betrübend, daß unsere Gesetzgebung noch keine Sonntagsheiligung geschaffen hat. Wenn von Rechtswegen die Schnapsbudiken am Tage des Herrn geschlossen würden, so hätten wir uns über den mangelhaften Kirchenbesuch nicht mehr zu beklagen . . . Wie ist Ihre Ansicht darüber, Herr Doktor?"

Mit dieser Frage wandte er sich plötzlich an Konrad. Auch die Anderen machten eine Wendung und blickten gespannt auf den jungen Prediger, der sich bis jetzt so überaus wenig an dem Gespräch betheiligt hatte.

„Es ist doch wohl selbstverständlich, Herr Hofprediger, daß mein Bruder über diesen Punkt ganz derselben Ansicht ist wie wir," fiel Baldus der Aeltere

schnell ein. Seine Worte sollten immer eine gewisse Abwehr sein für das Unangenehme, was man erwarten könnte. Seit dem Eintritt seines Bruders und seit dem er bemerkt hatte, daß dieser und Bock sich keine besondere Sympathie entgegenbrachten, hatte er ein unbehagliches Gefühl empfunden. Er fürchtete irgend eine unliebsame Auseinandersetzung zwischen den Beiden. Vor Allem bangte ihn um die Zukunft Konrads, denn trotz aller äußeren Gegensätze liebte er seinen Bruder auf das Zärtlichste. Er hielt dessen freimüthige Anschauung für eine Verirrung, für ein Ergebniß des Temperaments; zum mindesten doch für eine Unklugheit, von der er geheilt werden müsse.

Er hatte sich erhoben, schritt auf den runden Tisch zu und ließ sich neben Konrad nieder. Er glaubte so von vornherein jedem unbedachtsamen Worte die Spitze abzubrechen.

„Du solltest Deinen Bruder erst hören," sagte der alte Baldus laut und unerwartet, so daß Julius ihm einen zornigen Blick zuwarf. Sein Zorn steigerte sich noch, als Konrad folgendermaßen begann: „Ich kann mich leider nicht zu derselben Ansicht bekennen, Herr Hofprediger, wie mein Bruder in Sorge um mich anzunehmen glaubte."

„Sie meinen also —"

„Ich meine, Herr Hofprediger, daß weder der Schnaps, weder die frühe Eheschließung noch alle jene

Auswüchse, die man gemeinhin mit Materialismus bezeichnet, Schuld an der Irreligiosität der Menge hat, sondern ganz allein die Kirche.“

„Wie?“ Der Hofprediger glaubte nicht recht gehört zu haben. Er starrte mit halbgeöffnetem Munde auf Konrad und ließ dann seine Augen im Kreise herum gleiten, um die Mienen der Uebrigen zu studiren. Zu gleicher Zeit hatte Pastor Julius seinem Sessel einen Ruck gegeben und seinem Bruder einen leisen Tritt auf den Fuß versetzt.

„Bist Du von Sinnen?“ raunte er ihm zu, ohne die geringste Beachtung zu finden.

„Ja, ich wiederhole: die Kirche allein.“

„Und das sagen Sie als Diener dieser Kirche, als ein Lehrer des Wortes Gottes . . .“

„Ja. Ich bin zu dieser Ueberzeugung gekommen.“

„Aber sagen Sie, Herr Pastor — — hören wir denn richtig . . . Es ist doch bekannt, daß Ihr Herr Bruder als zweiter Prediger an Sanct Martha amtiren will . . .“

Der Hofprediger wandte sich wie Hülfe suchend dem Hausherrn zu, als müßte er von diesem die nöthige Aufklärung über das Unerhörte erlangen.

Pastor Julius befand sich in derselben Verfassung. „Allerdings, Herr Hofprediger, es ist so,“ erwiderte er mit erzwungener Ruhe. „Aber vielleicht hat mein Bruder die Güte uns die nähere Aufklärung über

seine etwas mystischen Worte zu geben. Ich kann nicht annehmen, daß er eine Behauptung aufstellen sollte, ohne die Beweise dafür zu geben, oder ich will mich verbessern: ohne wenigstens den Versuch dazu zu machen . . . Wir dürfen also einigermaßen neugierig sein."

Pastor Julius verließ seinen Sitz und schritt den Fenstern zu; er lehnte sich gegen die Wand, verschränkte die Arme und blickte mit zusammengepreßten Lippen, aber voll tiefer Kümmerniß auf Konrad.

Die Stimmung im Zimmer hatte sich völlig verändert. Eine gewisse Munterkeit, hervorgerufen durch die eingetretene Spannung, hatte sich Aller bemächtigt. Einige Augenblicke herrschte vernehmbare Unruhe. Man erwartete etwas Außergewöhnliches und bereitete sich darauf vor. Der Seminardirektor richtete sich um einige Zoll in die Höhe und zog die Beine an sich. Adam Simmer legte das Buch, nach welchem er soeben gegriffen hatte, aus der Hand, ohne es aufzuschlagen, drehte sich langsam um und führte seinen goldenen Kneifer der Nase zu. Seine Frau legte ihr Schwergewicht von der rechten auf die linke Seite, wobei der grüne Plüschsessel in allen Fugen erzitterte. Bock hatte sich ebenfalls erhoben. Mit gleichgültiger Miene näherte er sich dem bartlosen Kandidaten, der die Zeit damit ausfüllte, die Spitze der Feder immer aufs Neue zu betrachten.

Dem Hofprediger schien der durchbrochene Lampenschirm ganz besonders zu gefallen. Er bückte sich, musterte die durchstochene Kreuztragung Christi und sagte dabei leise: „Schreiben Sie Alles, was Sie zu hören bekommen werden.“

Der Kandidatus nickte; der Hofprediger aber warf noch einen Blick auf den Schirm und stützte sich dann mit beiden Händen rücklings auf den großen Arbeitstisch, den Blick wie den eines Anklägers auf Konrad gerichtet.

Der Doktor saß nun ganz allein am runden Tisch, denn auch der Greis hatte sich aufgerichtet und war nach einem Lutherstuhl gewankt, der unweit der Thür stand, die ins Nebenzimmer führte. Von diesem bequemen Sitz aus konnte er seinem Jüngsten gerade in's Antlitz schauen.

„Ich bin der Ansicht,“ begann Konrad, „daß zwischen der christlichen Lehre und der modernen Kirche als Ausüberin derselben ein ungeheurer Unterschied besteht, den weder geistreiche Redewendungen noch wohlgemeinte Phrasen abzuleugnen vermögen. Der eigentliche Kern der ganzen christlichen Lehre besteht in der That. Die Kirche hat mit der Zeit an ihrer Stelle das Wort gesetzt. Aus der Handlung ist die Predigt geworden. Nehmen wir zum Beispiel die ganze Lehre Christi: überall finden wir, daß das Wort Gottes ihm undenkbar erscheint, ohne die Erfüllung

desselben auf Erden. Es giebt Nichts, was ihm höher erschiene, als die gute, uneigennützige That. Ich betone das Wort uneigennützig, weil die moderne Kirche diese Eigenschaften nicht für sich in Anspruch nehmen kann. Sie hat bis jetzt so gut wie nichts dazu beigetragen, den Egoismus aus der Welt zu schaffen. Dadurch, daß sie sich zur Dienerin des Staates gemacht hat, hat sie zu gleicher Zeit die Pflicht übernommen, die Interessen des Staates in jeder Beziehung wahrzunehmen. Sie hat also ihrem ganzen Wirkungskreis eine Beschränkung auferlegt, die das sogenannte praktische Christenthum wie Jesus es gelehrt hat, in seinen letzten Consequenzen unmöglich macht. Und das nenne ich einfach eine Lüge."

„Bravo, bravo, mein Sohn," ließ sich der alte Baldus vernehmen. Alle blickten überrascht auf. Pastor Julius gerieth in sichtliche Erregung. Ihm erschien diese Zustimmung des Alten nur als erneuerter Beweis für die zunehmende Unzurechnungsfähigkeit desselben. Die dicke Frau Simmer aber fühlte sich ermuntert, ihren Gatten, der sich wieder neben ihr niedergelassen hatte, die Worte zuzuflüstern: „Er hat nicht so ganz Unrecht, es ist vieles faul bei uns," worauf das Gesicht des Rentiers den Ausdruck großer Bestürzung annahm.

„Das Cölibat, das Cölibat ist an Allem schuld," klagte die Unglückliche auf's Neue mit kreischender Stimme. Nur der Hofprediger behielt seine überlegene Ruhe.

„Sie scheinen Stimmungen zu machen, Herr Doktor,“ sagte er mit beabsichtigter Ironie. „Wollen Sie die Güte haben in Ihren Erläuterungen fortzufahren? Ich bin überzeugt, daß Sie sich zur Kennzeichnung dieser Lüge der größten Wahrhaftigkeit befleißigen werden. Es läge das in unser Aller Interesse.“

Er warf dem hageren Kandidaten einen bezeichnenden Blick zu und ließ dann seine Augen mit einem seltsamen, kalten und grausamen Ausdruck auf dem jungen Prediger ruhen.

„Blicken wir wohin wir wollen,“ fuhr Konrad fort, „überall stoßen wir auf diesen Widerspruch zwischen den einfachsten Geboten der christlichen und dem Dogma der kirchlichen Lehre. Der Staat, das öffentliche Leben, die ganze Gesellschaft ist zersetzt davon. Täglich, stündlich, in jeder Minute haben wir diese Lüge vor Augen. Sie besteht darin, daß man sich den Anschein giebt, im Sinne des größten Menschen zu handeln, ohne seine Glaubenssätze, die er mit seinem Blute besiegelt hat, auch nur annähernd zu erfüllen. Das größte Verbrechen ist, daß man aus der christlichen Lehre etwas gemacht hat, was ihr Begründer weder vorausgesetzt noch gewünscht hatte. Christus wollte die Gegensätze aus der Welt schaffen, natürliches und göttliches Recht galten ihm eins; er machte die Erfüllung seiner Gebote abhängig von der Gleichheit aller Menschen; denn sie alle erschienen ihm als dieselben Kreaturen

eines Gottes. Er erkannte das Gesetz der Menschen nicht an, weil er es für vermessen hielt, Gebote zu erlassen, die er selbst als Heiland zu befolgen nicht im Stande war. Das moderne privelegirte Christenthum scheint nichts davon zu wissen. Statt in die Tiefe zu dringen, ist es immer mehr in die Breite gegangen. Es hat herrliche Kirchen gebaut, große Theologen sind aus seinem Schooße hervorgegangen, mit tausend Zungen hat es die Evangelien verkündet, aber es hat nur dazu beigetragen, die Gegensätze zu verschärfen, die Liebe zu vermindern, den Haß zu vermehren, und der Macht Weniger behülflich zu sein, über das natürliche Recht von Millionen zu triumphiren. Es hat, um kurz zu sein, während beinahe neunzehn Jahrhunderten noch nicht den geringsten Beweis dafür gegeben, daß es irgend welche Einwirkung auf die sittliche Veredlung der Menschheit gehabt habe."

Er schwieg. Als er seinen Kopf nach rechts wandte, bemerkte er Claudine, die geräuschlos wie immer hereingetreten war und seine letzten Worte gehört hatte. Sie stand an der Thür und blickte starr und unbeweglich auf ihn. So lange sie sich in diesem Hause befand, hatte sie derartige Worte nicht vernommen. Ein gewisses Entsetzen hatte sich ihrer bemächtigt. Traute sie denn ihren Ohren? So sprach ein Prediger, der eine Anstellung an einer christlichen Kirche wünschte? Entweder war er schon halb verrückt wie der Alte,

oder er „pfiff“ von vornherein auf das Seelsorgeramt und wollte die Herren Geistlichen einmal gründlich ärgern. Jedenfalls war sie neugierig, wie dies fromme Gespräch sich weiter entwickeln würde. Sie ging durch das Zimmer, sammelte die geleerten Tassen und schritt dann wieder der Thüre zu. Hier stellte sie das Tablett auf einen kleinen Tisch. Und während sie so that, als beschäftige sie sich mit dem Geschirr, lauschte sie gespannt.

„Wenn ich nicht irre, Herr Doktor, so haben Sie dasselbe Thema in Ihrem Buche behandelt, so weit mir wenigstens sein Inhalt aus den Zeitungsrecensionen in Erinnerung ist.“

Konrad nickte nur, während der alte Baldus sofort einwarf: „Aber viel eingehender, Herr Hofprediger. Mit einer tiefen Wahrheit.“

„Ihr bereits mehrfach vernommenes Lob, Herr Pastor, wird mich zwingen, mich in den nächsten Tagen schon mit dem Werke Ihres Herrn Sohnes zu beschäftigen. Es ist nicht das erste Mal, daß man aus den Evangelien etwas herausgelesen hat, was niemals in ihnen gestanden hat. Die Kirche hat das bis heute ertragen und wird es auch noch länger ertragen, ohne daß ihre Fundamente in's Wanken gerathen. So Gott will!“

Er erhob sich und schritt auf den runden Tisch zu. „Es ist hier nicht der Ort und auch nicht meines Amtes, Sie zu widerlegen, Herr Doktor. Wir haben auch

heute viel Nützlicheres zu thun, als zu polemisiren. Wir sind hier zusammengekommen um praktisches Christenthum zu treiben, wie Sie bereits gehört haben. Vielleicht geben Sie uns den Beweis, daß Sie Ihre guten Thaten nicht nur der Welt schriftstellerisch vor Augen führen . . . Sie erlauben doch Herr Pastor, daß ich Ihren Herrn Bruder bitte, sich unserm Comitee anzuschließen?"

Julius war froh, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm. Die Offenheit Konrads hatte ihm den Schweiß auf die Stirn getrieben. „Selbstverständlich, Herr Hofprediger. Ich bin überzeugt, daß mein Bruder diese Auszeichnung zu schätzen wissen wird."

„Ich nehme sie hiermit dankend an, lieber Julius . . . Ich glaube mich nicht besser ihrer würdig zu erweisen, als wenn ich dem Herrn Hofprediger sofort den gewünschten Beweis vor Augen führe . . . Ach Fräulein, dürfte ich bitten, das Mädchen hierher zu bringen?"

Auf dem kleinen Tisch an der Thür klirrten plötzlich sehr laut die Tassen. Claudine hatte das Brett erhoben und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen. Selbst die größte Ueberraschung vermochte sie aus ihrer brutalen Gleichgültigkeit nicht zu reißen. In diesem Augenblick aber glaubte sie nicht richtig gehört zu haben. Wie, sie sollte allen Ernstes das auf der Straße aufgelesene, halbzerlumpte Kind, das sich

weiß Gott wo herumgetrieben hatte, diesen Herrschaften präsentiren? jetzt, um diese Zeit?

Sie war stehen geblieben und machte nun eine halbe Wendung. Einige Augenblicke überlegte sie. Wäre es nicht besser, erst den Pastor zu Rathe zu ziehen? Sie hatte ihm überhaupt noch keine Mittheilung von dem sonderbaren Gast gemacht. Aber weshalb? Wenn die Herrschaften über die verwahrlosten Kinder beriethen, so konnten sie auch sofort mit der Rettung einer dieser armen Kreaturen den Anfang machen. Je unverhoffter dieses verkommene Geschöpf hier auftauchte, um so größer würde die Ueberraschung sein. Sie sah im Geiste schon das lange Gesicht des Rentiers, dessen Nase nur an Weinduft gewöhnt war. Und dann diesen Hofprediger . . . Sie sah ihn lieber gehen als kommen! Uebrigens wußte ja ihr Pastor am Besten, wie sehr ihr derartige Abende verhaßt waren, an denen sie die Pflichten einer Hausfrau zu erfüllen hatte, ohne in Wahrheit als die letztere gelten zu können. Sie empfand eine gewisse Wollust bei dem Gedanken, was für merkwürdige Mienen sich ihr binnen wenigen Minuten zeigen würden. Das heimliche Freudenfeuer, das die einzige Veränderung in ihrem Antlitz hervorrief, flackerte wieder in ihren Augen.

„Wie der Herr Prediger befehlen,“ sagte sie ruhig und stellte das Brett mit den Tassen wieder auf den

Tisch, um später Veranlassung zu haben, das Zimmer auf's Neue zu betreten.

„Was für ein Mädchen?“ fragte Pastor Julius, indem er auf Claudine zuschritt.

„Ich kenne es nicht,“ erwiderte sie mit derselben Ruhe und verschwand.

„Du wirst es sogleich sehen, lieber Bruder,“ fiel Konrad ein. „Ich hatte noch nicht Gelegenheit gefunden, mit Dir darüber zu sprechen.“

Pastor Julius war sehr erstaunt und bat seinen Bruder um Aufklärung. „Aber ich bitte Dich,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „das hätte doch Zeit gehabt, bis wir allein gewesen wären. Deine Menschenliebe kann Dir einen argen Streich gespielt haben.“

Konrad zuckte mit den Achseln. „Du ließest mich bei unserer Begrüßung garnicht zu Worte kommen. Im Uebrigen denke ich, wir sind Prediger des Christenthums . . .“

Zum ersten Male glaubte Julius einen unverblümten Hohn aus den Worten seines Bruders zu vernehmen. Aber er fand keine Zeit, auf denselben einzugehen. Er wollte nach der Thür, um irgend einer unliebsamen Situation vorzubeugen, als dieselbe wieder geöffnet wurde und Claudine mit Josepha erschien.

„Hier ist das Mädchen . . . Tritt nur näher.“

Fünftes Kapitel.

Sie schob Josepha vor sich her bis an den runden Tisch, so daß das volle Licht der großen Lampe auf das Kind fiel.

„An mir hat es nicht gelegen, Herr Pastor," flüsterte sie Julius zu, während sie einen für Josepha bestimmten ausgedienten Sessel von einigen Folianten befreite. „Ihr Herr Bruder trat ja auf, als gehörte ihm das Haus. Uebrigens that das Ding so, als wäre es hier schon einmal gewesen. Sie wußte sofort, wo es nach der Küche ging."

Ohne aufzublicken rückte sie den Stuhl mit einer gewissen Absicht bis dicht vor den Hofprediger und sagte lauter als gewöhnlich: „Hier, setze Dich, mein Kind, damit Dich alle Herrschaften sehen können."

Josepha hatte bisher in der Küche am Herde gesessen. Ein stockiger Geruch, der sich sofort im Zimmer bemerkbar machte, entströmte ihren im Trocknen begriffenen Kleidern. Claudine hatte sie nur mit Gewalt zu bewegen vermocht, hier herein zu kommen. Als sie hörte, daß eine Gesellschaft versammelt sei, die über

die verwahrlosten Kinder eine Sitzung abhielten, wollte sie das Haus verlassen. Eine grenzenlose Sehnsucht nach ihrem Korbe und nach der Steintreppe war plötzlich über sie gekommen. Sie hatte für heute gut gegessen und getrunken und empfand nur noch die Lust ebenso zu schlafen. Als sie die Damen und Herren erblickte, die sich in ihrer Einbildung verdoppelten, fuhr ihr der Schreck in alle Glieder. Ihre Kniee zitterten, während das Herz unheimlich schnell zu klopfen begann. Sie hatte das Gefühl einer großen Sünderin, über die ein schreckliches Gericht gehalten werden sollte.

„Setze Dich, Josepha," mußte auch Konrad sagen, ehe sie sich zaghaft auf eine Ecke des Stuhles niederließ. Ihr erster Gedanke war: Könnte ich doch daheim bei den Kleinen sein. Lieber Schläge erdulden, als hier sitzen.

Sie wagte kaum die Augen aufzuschlagen. Die gerötheten Hände in den Schooß gelegt, den Kopf gesenkt, starrte sie auf den Teppich. Die Scham, sich in ihrer armseligen Gewandung hier sehen lassen zu müssen, hatte ihre Wangen sanft geröthet. Das Umschlagetuch war vom Nacken gefallen, man sah nun den schlanken, zierlichen Hals, der ihren kindlichen Eindruck noch erhöhte.

Bei ihrem Eintritt hatten Alle aufgeblickt. Die Neugierde prägte sich auf jedem Antlitz aus. Frau

Simmer betrachtete sie aufmerksam durch ihre Lorgnette; ihr Gatte hatte sich mit dem Pincenez bewaffnet, und die verschleierte Unglückliche erhob sich vom Sopha, um über die Köpfe der Anderen hinweg Josepha besser mustern zu können. Der Seminardirektor schlug ein Bein über das andere, verschränkte die Arme und rückte die Brille auf die Nasenspitze.

Der Hofprediger hatte sich gleich nach seinen letzten Worten erhoben und war abermals an die Seite des Kandidaten getreten. Während er den Uebrigen den Rücken zukehrte, nahm er das Protokoll, kniffte es zusammen und ließ es in seine Rocktasche verschwinden. Jetzt stand er noch immer an dem kleinen Tisch, hochaufgerichtet, die linke Hand auf die Platte gestützt und die gespreizten Finger der rechten halb zwischen die Knöpfe des bis zur weißen Binde geschlossenen Rockes vergraben. Es war dieselbe Pose, die er einnahm, wenn er in öffentlicher Versammlung, inmitten seiner Getreuen den Bannstrahl gegen die unchristliche Welt sandte. Die schmalen Lippen hatten sich noch fester aufeinander gepreßt, das massive Kinn trat schärfer und eckiger hervor. Nur mit Gewalt hielt er den Zorn zurück, den Konrad in ihm entfacht hatte. Dieser junge Mann hatte Dinge gesagt, die aus dem Munde eines Predigers wie Verbrechen klangen. Vor Allem ärgerte ihn die Ruhe, mit der sie gesprochen waren. Das klang gerade so, als wäre das Funda=

ment der alten Kirche bereits geborsten und die Posaunentöne der Revolutionäre erdröhnten über den Ruinen.

Bocks's Unmuth hatte Angesichts dieses lebenden Beweises den Höhepunkt erreicht. Ihm kam es vor, als wollte dieser junge Prediger sein so viel gerühmtes praktisches Christenthum auf die Probe stellen. Aber er bezwang sich und erkundigte sich mit liebenswürdiger Miene nach Josepha.

Konrad erzählte kurz, wie er zu der Bekanntschaft Josephas gekommen war. „Vielleicht wissen Sie Rath für dieses Kind, Herr Hofprediger? Oder Jemand von den Herrschaften hier? Ich selbst bin Junggeselle und weile, wie Sie wissen werden, seit einigen Tagen erst wieder in Berlin. Ich wollte mit meinem Bruder darüber sprechen, aber es war keine Zeit dazu.“

Es blieb still im Zimmer.

„Es würde sich zuvörderst darum handeln, der Kleinen ein Unterkommen zu verschaffen — bei Leuten, die das Herz über den Geldbeutel stellen. Sie wird sich gewiß in der Häuslichkeit sehr nützlich machen,“ fuhr er fort.

Dieselbe Stille. Mit dem beklemmenden Schweigen nahm der unangenehme Geruch zu, der die Armuth nie verläßt. Erst nach und nach zog er in die Nasen. Das wollte besonders überlegt sein. Man half dem Elend gewiß, aber immer aus einer gewissen Entfer-

nung. Und die dort saß, war jedenfalls keine von den Besten. Auf der Straße hatte er sie gefunden! Wer konnte wissen, was für eine Geschichte diese jugendliche Händlerin bereits hinter sich hatte und was man sich mit ihr auf den Hals laden würde? Schließlich käme noch die ganze verwandtschaftliche Sippe dazu, um Unterstützungen zu verlangen. Das kannte man schon. Dieser junge Geistliche schien wirklich ein wunderlicher Herr zu sein, der denn doch das Christenthum ein wenig zu weit trieb.

Unwillkürlich begegneten sich die Blicke Konrad's und Frau Simmer's. Die würdige Dame gerieth dadurch in einige Verlegenheit, faßte sich aber sofort und sagte:

„Wir würden das Kind gern zu uns nehmen aber wir haben erst vor acht Tagen eine arme Verwandte in unser Haus genommen."

„Leider, leider! Wie gern thäten wir es sonst," fiel der Rentier schnell ein, der, um der heiklen Situation entfernter zu sein, begonnen hatte, sich mit den Büchern zu beschäftigen. Die Geistesgegenwart seiner Frau hatte ihn entzückt. Wo in aller Welt hatte sie nur im Augenblick diese „arme Verwandte" hergeholt, von deren Existenz er bis zu dieser Minute keine Ahnung hatte? Das mußte man sich jedenfalls für ähnliche Fälle merken. Der Respekt vor dem guten Herzen wurde dadurch bedeutend erhöht.

„Ja, wenn ich verheirathet wäre . . .“ sagte Kickert mit einem vernehmbaren Seufzer, der das ganze Bedauern enthielt, mit welchem er leider irgend welche Verwendung für Josepha ablehnen mußte. Sein Gesicht nahm den Ausdruck tiefer Traurigkeit an. Er rückte die Brille wieder vor die Augen, und zog die Beine an sich, da zu seinem Schrecken Simmer sich jetzt beinahe zu seinen Füßen niederließ, um die alten Kirchenväter einer näheren Prüfung zu unterziehen.

„Hast Du denn auch immer fleißig die Kirche besucht, mein Kind?“ fragte Bock.

Josepha verneinte stumm, worauf Bock mißmuthig sich abwandte und auf Julius zuschritt, um mit diesem leise einige Worte zu wechseln.

„Sie wird dazu des Sonntags keine Zeit gehabt haben, Herr Hofprediger,“ erwiderte statt ihrer Konrad; denn sie war von früh bis spät unterwegs, um für ihre kleineren Geschwister zu sorgen, da sich ihr Stiefvater so gut wie gar nicht um dieselben bekümmerte . . . Uebrigens meine Herrschaften,“ wandte er sich an die Gesellschaft, „dürfen Sie keinen Anstoß an dem augenblicklichen Zustande dieses armen Geschöpfes nehmen. Das ist rein äußerlich . . . Christus hat mit den Schweinehirten sein Mahl eingenommen, und es soll vorgekommen sein, daß er oft wochenlang nicht Gelegenheit fand sich zu waschen und seine Kleidung

vom Staub und Schmutz der Landstraße zu reinigen. Sein Herz hat darunter niemals gelitten."

Er hatte diese Worte mit Absicht sehr laut gesprochen. Der Gleichmuth dieser Herrschaften empörte ihn auf das Tiefste. Er würde sich geärgert haben, wenn es ihm nicht eine gewisse Genugthuung gewesen wäre, sich an der Verlegenheit dieser braven Seelen zu weiden. Er kannte keine größere Satyre seinen Glaubensgenossen gegenüber, als sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Es war bei ihm zur förmlichen Manie geworden, Christus gegen die Christen auszuspielen.

Seine Augen glitten im Kreise umher und blieben dann auf Josepha haften. Zum ersten Mal schlug sie die ihrigen auf und sah ihn an. Als sie hereintrat, hatte sie ihn nicht bemerkt; sie wußte auch nicht, ob er hier anwesend sei. Sowie sie aber seine Stimme vernommen hatte, war jedes Gefühl der Furcht von ihr entschwunden. Sie fühlte, daß sie nicht mehr allein war, daß sie sich nicht mehr zu schämen brauchte, und daß ihr nichts Schlimmes geschehen würde. Er hatte hier ganz laut diesen feinen Damen und Herren gegenüber ihre Armuth vertheidigt und es deutlich gesagt, daß man dafür den Menschen nicht verantwortlich machen dürfe. Wodurch hatte sie das eigentlich verdient? Sie war neugierig, was nun weiter kommen würde. Sie begann jetzt, jeden der Anwesenden aufmerksam zu mustern.

„Alles sehr schön gesagt, lieber Bruder,“ sagte jetzt Julius. „Man müßte sich doch aber erst näher nach den Verhältnissen dieses Kindes erkundigen. Deine Angaben sind doch nur höchst oberflächliche. Frage den Herrn Hofprediger, der als Stadtmissionär mancherlei Einblicke in das Berliner Leben gethan hat, ob es nicht auch genug Unwürdige giebt, welche die Güter der Besten gerade am Meisten mißbrauchen.“

In diesem Augenblicke erhob sich der alte Baldus und sagte: „Du solltest das Zartgefühl dieses Kindes nicht verletzen, mein Sohn. Je verdorbener die Seele, je größer wird die Befriedigung sein, sie gerettet zu haben. Wer dieses Mädchen auch sei, es wird in meinem Hause eine Stätte finden. Damit werden hoffentlich alle Herrschaften einverstanden sein.“

„Vater, Du wolltest —?“ Konrad hatte sich erhoben und die Hand des Alten ergriffen.

„Ja mein Sohn, ich will.“

Die ganze Gesellschaft gerieth in eine freudige Bewegung. Einige traten auf den Greis zu und beglückwünschten ihn zu dem Entschluß. „Das ist edel . . . Sie werden Ihre Freude haben . . . Ich bedaure nur, daß Sie mir zuvorgekommen sind . . . Soeben wollte ich ganz dasselbe sagen,“ schwirrte es durcheinander.

„Gottes Segen zu dem guten Werk, Herr Pastor,“

warf auch Bock ein. Er hielt den Alten in diesem Augenblick für sehr vernünftig.

Kickert aber stellte sich vor Josepha hin, legte die rechte Hand auf ihren Scheitel und sagte: „Bleibe fromm mein Kind, dann werden wir Alle etwas für Dich übrig haben.“

„Wenn sie nur nicht katholisch ist, es wäre ihr Unglück,“ sagte die verschleierte Dame mit ihrer durchdringenden Stimme.

Plötzlich erschallte von der Thür her Claudinen's Stimme. Sie war hereingetreten, um endlich das Theegeschirr zu holen und hatte die letzten Worte gehört.

„Nein, das ist sie nicht, aber sie ist jüdischer Confession,“ sagte sie laut und vernehmlich, ohne sich die Mühe zu nehmen, aufzublicken. „Sie hat es mir draußen in der Küche gebeichtet. Ihre Mutter war eine Jüdin, eine Aufwärterin, die sich später mit einem Christen verheirathete und zum zweiten Manne einen überspannten Schneider nahm, der noch lebt. Das Mädchen dort ist auf den Namen der Mutter getauft, da es seinen Vater niemals gekannt hat. Wahrscheinlich war er auch ein Christ, sonst würde man ihr etwas anderes ansehen.“

Nach diesen Worten verließ sie mit dem Theebrett in der Hand, erhobenen Hauptes das Zimmer, ohne sich einmal umzuwenden. Hinter ihr zeigten sich sehr

erstaunte Gesichter, an deren Anblick sie ihre Freude gehabt haben würde, wenn sie nicht schon im Voraus von der Wirkung ihrer Enthüllung überzeugt gewesen wäre.

Diesen Coup hatte sie sich bis zuletzt aufbewahrt, um sich dafür zu rächen, daß man sie nicht eingeladen hatte, an der Verhandlung Theil zu nehmen. Sie machte sich nichts daraus, aber für jede Zurücksetzung hatte sie eine Vergeltung bereit. In diesem merkwürdig gearteten Weibe steckte ein Teufel, der seinen Pferdefuß nur im Verborgenen zeigte. So schritt sie denn mit einem vergnügten Lächeln den Korridor entlang und den hinteren Räumen zu. Die strenge Miene zeigte sich erst wieder, als die Köchin erschien, nach der sie laut gerufen hatte.

Es wäre interessant gewesen, festzustellen, auf wessen Antlitz der Herren, mit Ausnahme des alten Baldus und seines Jüngsten, die Verblüffung am Größten war, da sie sämmtlich eine starke Abneigung gegen das Judenthum besaßen. Bei dem Hofprediger Bock hatte sich diese Abneigung längst zu einem Haß entwickelt, der bereits zu sehr in die Oeffentlichkeit gedrungen war, als daß man der ewigen Betheuerung, seine Intoleranz sei nur Liebe zur Menschheit, hätte Glauben schenken dürfen.

Was Pastor Julius betraf, so bemächtigte sich seiner ein unbehagliches Gefühl. Sein Vater war auf ihn

zugetreten und sprach leise mit ihm. „Sage doch ... Sina — hieß nicht so jene Aufwartefrau, die Du vor vielen Jahren hattest und von der Du behauptetest, sie hätte Dich einmal bestohlen? Du hattest großes Vertrauen zu ihr ... Du erinnerst Dich doch noch?"

„Sina heißt das Mädchen?"

„Ja, Konrad sagte es mir soeben."

„Nein, nein, der Name war anders. Uebrigens hätte ich keine Jüdin in meinem Hause geduldet." Er drehte sich rasch um und ließ den Alten stehen. Dafür wandte er um so mehr seine Aufmerksamkeit dem Kinde zu, das den Blick wieder zu Boden geschlagen hatte und regungslos wie eine Wachspuppe dasaß.

„Bist Du von jüdischer Herkunft?" fragte der Hofprediger.

„Meine Mutter war eine Jüdin," gab sie zaghaft zur Antwort.

„Und Dein Vater?"

„Ich habe ihn nicht gekannt."

„Aber Du bist doch als Jüdin erzogen?"

„Ich weiß es nicht. Meine Geschwister sind Christen."

„Nun, Du wirst doch eine Schule besucht haben ... Hast Du an dem jüdischen Religionsunterricht Theil genommen?"

„Ja."

„Warst Du öfter im Tempel — — ich meine im jüdischen Gottesdienst?"

„Ich weiß es nicht, meine Mutter ist niemals beten gegangen, sie hat immer gearbeitet."

Bock schüttelte mit dem Kopf und wandte sich dann an Konrad „Haben Sie gewußt, Herr Doktor, daß das Mädchen semitischer Abstammung ist?"

„Ich habe es gleich Ihnen soeben erst erfahren."

„Wenn christliche Prediger zusammenkommen, um sich der verwahrlosten Kinder anzunehmen, so kann es sich doch immer nur um solche des christlichen Glaubens handeln. Das werden Sie doch wissen."

„Das ändert aber nichts daran, Herr Hofprediger, daß ich an diesem Mädchen ebenso gehandelt hätte, auch wenn ich vorher von seinem religiösen Glauben Kenntniß gehabt hätte. Ich lasse mich in solchen Dingen nur von meiner Christenpflicht leiten, die ich gleich der Menschenpflicht aufgefaßt sehen möchte. Die Konfession ist mir außerhalb meines Seelsorgeramtes ganz Nebensache. Ich sehe die höchste Aufgabe der Diener Gottes darin, nur Liebe zu üben und nicht Haß zu säen. Ich würde mich nicht mehr für würdig halten den Talar zu tragen, an dem Tage, an dem ich das Gegentheil thäte. Ob auf der Kanzel oder im Leben."

„Richtet sich das gegen mich, Herr Prediger? Sie wissen doch, daß ich als der ärgste Feind der Juden

gelte, daß ich die sogenannte Judenfrage, die ich für eine berechtigte halte, hier in Berlin geschaffen habe." Er schritt auf den runden Tisch zu, stemmte beide Hände gegen die Platte und beugte sich zu Konrad hinüber. Seine Stimme war sehr laut geworden, mit Anstrengung suchte er seinen Zorn zu verbergen.

Doktor Baldus blieb ruhig sitzen; kein Zug in seinem Antlitz veränderte sich. „Ich weiß es, Herr Hofprediger, wie es alle Welt weiß und ohne Scheu davon spricht."

„Dann bitte ich um Aufklärung darüber, Herr Prediger, wie Ihre Worte zu deuten sind?"

„Sie sind dahin zu deuten, Herr Hofprediger, daß ich mich in allen Dingen nur von meiner Ueberzeugung und von meinem Gewissen leiten lasse. Ich habe nur das gesagt, was ich thun würde, nicht was Andere thun sollen."

Julius trat zwischen die Beiden. „Ich bin überzeugt, Herr Hofprediger," sagte er mit einem verbindlichen Lächeln, „daß diese Auseinandersetzung nur auf einem Mißverständniß beruht. Mein Herr Bruder hatte gewiß nicht die geringste Absicht, in irgend welcher Form zu verletzen." Da Konrad das bestätigte, so fuhr er fort: „Wie es scheint, stehen sich die beiden Herren in ihren innersten Anschauunger schroff gegenüber. Vielleicht gelingt es mir —"

„Es scheint nur nicht so, sondern es ist so,

Herr Pastor," unterbrach ihn der Hofprediger. Er wandte sich ab und holte seine Uhr hervor. „Ich betrachte diese Angelegenheit hiermit für erledigt . . . Es ist sehr spät geworden, ich glaube, wir heben die Sitzung auf und setzen einen anderen Tag dafür fest, an dem wir schneller zum Ziele kommen."

Da die Stimmung unerquicklich zu werden drohte, so war man allgemein damit einverstanden, trotzdem die Meisten sehr gern gesehen hätten, wie sich die offene Feindschaft zwischen den Beiden weiter entwickelt haben würde. Pastor Julius bedauerte, daß man von dem Zweck der heutigen Zusammenkunft so weit abgekommen sei und bat Bock mit leiser Stimme noch vielmals um Entschuldigung für die Offenheit seines Bruders. Er würde dafür sorgen, daß derartige Zwischenfälle für die Zukunft unterblieben.

Dann begann der Aufbruch.

„Das Beste ist, sie läßt sich taufen," sagte der Seminardirektor zu dem langen Kandidaten. Die Schwarzverschleierte hatte das gehört. „Besser eine Jüdin als eine Katholikin," fiel sie ein. Sie öffnete ihre Tasche und legte einige Broschüren auf den Tisch. Das geschah immer, sobald sie sich verabschiedete. Bevor sie den Uebrigen folgte, drückte sie Josepha unbemerkt ein Geldstück in die Hand und sagte: „Gute Nacht, mein Kind, unser Herrgott hat uns alle nackt geschaffen."

Der Hofprediger war einer der Letzten im Zimmer. Während er sich bemühte, unterstützt von Julius, den Paletot, den dieser aus dem Korridor herein geholt hatte, anzulegen, fragte er den alten Baldus: „Sie wollen also allen Ernstes das Mädchen in Ihr christliches Haus nehmen?“

Da Julius das leicht reizbare Temperament Bock's kannte und noch zum Schluß eine unliebsame Erörterung fürchtete, so fiel er schnell ein: „Wir werden uns die Sache noch überlegen, Herr Hofprediger. Jedenfalls wird der nächste Tag alles entscheiden.“

„Ja, Herr Pastor, am Tage sieht man die Dinge immer anders.“

Er drückte dem alten Baldus leicht die Hand, verneigte sich steif und kalt vor Konrad und schritt, begleitet von dem Hausherrn, der Thüre zu.

„Sie wissen, Herr Hofprediger, was ich Ihnen von meinem Vater gesagt habe,“ bemerkte Julius halblaut, als sie den Korridor erreicht hatten, wo die übrigen Besucher mit Hülfe Claudinens und des Mädchens die Garderobe anlegten.

„Es scheint mit Ihrem Herrn Bruder nicht besser bestellt zu sein,“ bekam er kurz zur Antwort. „Solche Leute sind gefährlich. Ein ander Mal mehr darüber.“

Claudine begleitete die Gäste bis zum Hausthor. Als sie zurückkehrte sagte der Pastor ruhig zu ihr:

„Wir werden das Kind dort drinnen eine Nacht bei uns beherbergen.“

Sie blieb stehen und blickte ihn groß an, als hätte sie ihn nicht verstanden. Dann sagte sie mit gedämpfter Stimme:

„Wie, Du wolltest wirklich dieses verwahrloste Geschöpf —?“

„Ich wünsche es, Fräulein Schaff,“ sagte er laut, während er sich nach der Thür umsah, die zum Studirzimmer führte.

„Ach so, Sie wünschen es, Herr Pastor, das ist etwas Anderes . . . Sie kann hinten in der Kammer schlafen, die nicht benutzt wird. Merkwürdig — sie schien sie bereits zu kennen. Das Mädchen muß von diesem Hause geträumt haben.“

Sie blickte den Pastor nicht an, bückte sich, hob ihr Schlüsselbund auf, das klirrend auf die Läufer gefallen war und schritt, ohne sich umzublicken, den Gang entlang, der sich wie das Gewölbe einer Kirche ausnahm.

Der Pastor blickte ihr bewegungslos nach, bis sie hinter der letzten Thür verschwunden war; dann kehrte er in das Arbeitszimmer zurück.

Als er eigetreten war, sah er Vater und Bruder vor Josepha stehen. Erst jetzt fielen ihm die angenehmen Züge ihres Antlitzes auf. Sie hatte sich erhoben und blickte äußerst munter umher. Mit der

großen Gesellschaft war auch ihre Zagheit verschwunden, und alle ihre Gedanken drehten sich nur noch um die Frage: Was wird man jetzt weiter mit dir machen? Sie sollte in das Haus eines christlichen Predigers aufgenommen werden? Das kam ihr äußerst komisch vor. Sie hütete sich aber wohl, diese Empfindung zu zeigen. Dann hatte sie sich wieder einen bestimmten Plan gemacht. Gewiß würde der alte Herr sie heute noch in seine Wohnung nehmen. Dann wollte sie die Gelegenheit benutzen, um an der ersten besten Straßenecke zu verschwinden. Aber das Wiedersehen zu Hause, die Faustschläge der Stiefbrüder . . . Nein, das ging nicht! — Aber weshalb sollte sie es nicht einmal bei fremden Leuten versuchen? Gewiß bekäme sie dann gut zu essen und zu trinken. Und neue Kleider obendrein. Vielleicht wollte man gar eine große Dame aus ihr machen. Sie hatte auch schon genug von diesem Vagabundenleben . . . Dann wieder standen ihr die Gesichter der Kleinen daheim vor Augen. Wie würden sie nach Josepha rufen, wenn sie des Morgens aufwachten, ohne sie zu sehen. Ja, was sollte sie eigentlich thun?

Aus diesem Gedankengang riß sie nun Pastor Julius, der sich an den Alten mit der Mittheilung wandte, er wolle Josepha für diese Nacht in seinem Hause behalten.

„Ich bin überdies müde. Es ist wohl besser,

wir verschieben alles Andere bis auf morgen," sagte er. „Was solltest Du auch so spät mit diesem Kinde, Vater. Hedwig würde schöne Augen machen, wenn sie Dich unvorbereitet in dieser Begleitung sähe. Man wird ihr eine so gute Lagerstätte bereiten, als man es nur vermag . . . Im Uebrigen will ich auf den heutigen Abend mit keinem Worte mehr zu sprechen kommen. Es wird aber nothwendig sein, lieber Bruder, daß Du mich morgen Vormittag besuchst, vielleicht gegen elf Uhr. Wir sind dann völlig ungestört. Du hast Dir heute einen großen Feind gemacht. Und nun bist Du wohl so freundlich und bringst Papa die wenigen Schritte nach Hause."

„Ich danke Dir für Deine Offenheit, lieber Bruder. Ich werde gehen und morgen kommen . . . Und was das Kind betrifft, so hast Du für heute das Richtige getroffen. Hoffentlich steht morgen die Kirche drüben noch auf dem alten Fleck."

Pastor Julius zuckte nur mit den Achseln. Der alte Baldus aber sagte, während er mühsam Athem holte: „Ja, an Hedwig habe ich gar nicht gedacht. Nun denn gute Nacht, mein Sohn. Schlafe gut, Kleine, unter diesem Dach."

Konrad war ihm bereits behülflich gewesen, sich gegen die rauhe Witterung zu vermummen. Und so faßte er denn den Greis unter den Arm und ging mit ihm, Josepha freundlich zunickend, von dannen. Julius

brachte sie bis an das Hausthor. Da der Alte einen mächtigen Shawl bis über die Ohren gewickelt hatte, so dämpfte der Pastor kaum seine Stimme, als er seinem Bruder noch beim Abschied sagte: „Du — falls er viel reden sollte, er spricht manchmal ganz wirres Zeug."

Dann fiel die Thür in's Schloß.

„Sagte er nicht noch etwas?" fragte der Alte, als sie Arm in Arm über die Straße schritten, dem Platze zu, der hinter der Kirche lag.

„Ihr steht Euch Beide nicht gut, Vater, wie es scheint," erwiderte Konrad. Er wollte keine direkte Antwort geben, um sich nicht einer Lüge schuldig zu machen.

„Ja, die Person hat daran Schuld. Sie weiß, daß ich sie nicht leiden kann. Ihr Einfluß auf ihn ist ein unberechenbarer. Denke Dir, sie hat das Gerücht verbreitet, ich hätte meine fünf Sinne nicht mehr beisammen . . . Uebrigens war es mir, als hätte er auch soeben zu Dir davon gesprochen. War es nicht so?"

„Ich muß die Wahrheit sprechen, Vater. Ja. Es giebt Leute, die gewisse Dinge nicht begreifen können."

Der Alte antwortete nicht, aber Konrad fühlte, wie er zusammenzuckte. Schweigend erreichten sie das alte Predigerhaus. Im ersten Stockwerk waren die

Fenster noch erleuchtet. Als sie stehen blieben, begann die Thurmuhr Elf zu schlagen. In der Stille der Nacht erschallten die dumpfen Schläge so kräftig, daß man das Vibriren des Metalls vernahm. Es hatte aufgehört zu regnen. Die Wolken am Himmel hatten sich zertheilt und einige Sterne wurden sichtbar. Die Straße war noch schwarz und feucht, und ein unangenehmer, naßkalter Wind machte sich fühlbar. Der Alte erschauerte. Mit keinem Worte kam er auf das Gesprochene zurück.

„Ich würde Dich einladen, noch mit heraufzukommen. Du kannst Dir wohl denken, wie Hedwig sich freuen würde. Aber es ist schon spät, und dann — — Du begreifst mein Alter. Du würdest von mir heute nicht mehr viel zu hören bekommen. Aber morgen, mein Sohn, morgen werden wir uns wiedersehen. O, sie wird die ganze Nacht nicht schlafen können, Deine Schwester, wenn ich ihr erzählen werde . . . Es ist merkwürdig, sie hat Dich immer mehr geliebt, als Deinen Bruder. Gute Nacht, mein Sohn, Gott leite Deine Schritte zum Ziel."

Sie nahmen herzlich Abschied und trennten sich.

Sechstes Kapitel.

Am anderen Tage, zu der verabredeten Stunde, suchte Konrad seinen Bruder wieder auf. Als er noch etwa zehn Schritte entfernt war, sah er Frau Brennerlein das Haus verlassen. Sobald sie herangekommen war, machte sie einen tiefen Knixs und wollte mit einem „Guten Morgen, Herr Prediger" an ihm vorübergehen. Konrad hatte sie nicht mehr zu Gesicht bekommen, seitdem ihm der Kaffee von ihr in's Zimmer gebracht worden war. Nun war er erstaunt, sie den Ort verlassen zu sehen, den aufzusuchen er im Begriff war.

„Ei, Frau Brennerlein," sagte er, nachdem er den Gruß erwidert hatte, „wie kommen Sie denn hier her? Hatten Sie bei meinem Bruder etwas zu thun?"

„Bei dem Herrn Pastor nicht, aber bei Fräulein Schaff. O, wir kennen uns schon lange. Das Fräulein hat immer etwas für mich zu thun. Ich fertige nämlich in meinen Mußestunden auch Hauben an und garnire sie sehr schön — — ja, sehr schön, Herr

Prediger. Und da das Fräulein das weiß, so läßt sie mir hin und wieder etwas zukommen . . . Man muß dem lieben Gott für Alles danken."

Sie deutete auf einen Carton, den sie unter dem grauen, ausgedienten Radmantel hervorzog, in welchen sie vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt war. Da sich die Witterung wieder als eine sehr rauhe zeigte, so hatte sie ihren Kopf derartig in eine Art Baschlik gehüllt, daß fast nur die Nasenspitze zu sehen war.

„So, so — also bei Fräulein Schaff waren Sie."

„Ja, nur auf ein Viertelstündchen. O, diese Dame hat ein wahrhaft christliches Herz; sie empfiehlt mich, wo sie nur kann. Der Himmel weiß es. Und wie tüchtig ist sie in der Wirthschaft! Von früh bis spät auf dem Posten! Ja, der Herr Pastor weiß das auch zu schätzen. Gebe Gott, das ihm diese treue Dienerin noch lange erhalten bleibe. Hu, ist das heute ein häßliches Wetter."

„Ja, es ist sehr häßlich . . . Adieu."

Ein Gefühl des Mißbehagens trieb ihn fort. Derselbe Widerwille gegen Ulrike wie am Tage vorher erfaßte ihn. Er wollte gehen, als sie noch einmal zu sprechen begann. Man wurde sie sobald nicht los, wenn man sich in ein Gespräch mit ihr eingelassen hatte.

„Ja, was ich noch sagen wollte — — das ist

schön, das nun für das arme Kind so gesorgt wird, dessen der Herr Prediger sich gestern erbarmt haben. Der liebe Gott möge es nur verhüten, daß der Herr Prediger nicht Undank für seine Liebe erntet. Berlin ist eine sündige Stadt, und manchmal glaubt man einen Diamanten gefunden zu haben und nachher stellt es sich heraus, daß es ein gewöhnliches Stück Glas war. Möge der Herr Prediger diese Enttäuschung niemals erleben. Wenn man auch so bescheiden ist, keine Diamanten zu tragen — ärgern thut man sich doch."

„Sie sind heute sehr philosophisch gestimmt; das liegt vielleicht an der Witterung. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Rathschläge."

„O, gar keine Ursache. Man hat ja auch sein bischen Erfahrung hinter sich. Erkälten sich der Herr Prediger nur nicht bei diesem Wetter. Der Wind kommt heute von Spandau, der ist böse."

Sie drehte sich wie ein Triesel um sich selbst und bewegte sich dann in der Form eines umgekehrten Riesentrichters von dannen. Konrad hatte sie aus Höflichkeit aussprechen lassen und ihr dann den Rücken gekehrt.

Er fand seinen Bruder im Studirzimmer beim Frühstück. Julius saß an dem runden Tisch, hatte die Serviette wie ein Kind um den Hals gebunden, so daß die Spitzen des Knotens am Hinterkopfe weit über die

Ohren ragten, und bemühte sich, den Teller von dem Reste einer gefüllten Taube zu befreien.

„Ah, da bist Du ja. Guten Morgen,“ sagte er, indem er sich erhob, langsam weiter kaute und Konrad die Hand entgegenstreckte.

„Du bist bei der besten Beschäftigung, wie ich sehe. Guten Appetit.“

„Danke, danke . . . Ja, das Frühstück ist meine Passion. Aus dem Mittagessen mache ich mir weniger. Du weißt, daß das bei mir von jeher der Fall war, zum großen Verdruß unserer seligen Mutter . . . Darf ich Dich einladen? Claudine — Fräulein Schaff,“ verbesserte er sich sofort, „wird sofort für eine neue Auflage sorgen. Lege ab und nimm Platz.“

„Da wir beide uns immer durch Gegensätze auszeichneten, und meine Hauptmahlzeit immer das Mittagsessen bildete, so bitte ich, es nicht übel zu nehmen, wenn ich von Deiner Einladung keinen Gebrauch mache. Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du Dich nicht stören ließest. Ich werde mich einstweilen hier im Zimmer etwas näher umsehen.“

Er hatte sich seines Paletots entledigt und durchschritt prüfend den großen Raum, der ihm nun viel freundlicher und eleganter erschien, als am Abend vorher. Der gute Geschmack, der sich überall ausprägte, erweckte seine Achtung ganz besonders.

„Thue nur so, als wenn Du zu Hause wärest.

Also Du willst wirklich nicht? ... Aber ein Glas Wein wirst Du nicht abschlagen —? Das lasse ich mir nun einmal nicht nehmen ... Es ist zwar nur ein einfacher Bordeaux, wie es einem schlichten Pastor ziemt, aber er ist nicht schlecht, ich trinke ihn selbst."

„Beziehst Du ihn auch von Simmer?"

„Du weißt also auch schon, daß er damit handelt ... Ja, man hat seine kleinen Vergünstigungen ... Nach Neujahr erst die Rechnung und so weiter. Er rächt sich dafür und ruinirt mir meine Bücher. Du solltest den Wein einmal kosten; er ist nicht etwa derselbe, den wir für die Kirche haben ..."

„Du bist sehr aufrichtig."

„Ich habe von Dir seit gestern einiges gelernt."

Julius veränderte bei diesen Worten seine Miene nicht, so daß es schwer war, die ironische oder ernste Bedeutung aus ihnen zu hören. Er schenkte beide Gläser voll, hielt das seine prüfend gegen das Licht, lächelte behaglich und sagte: „Nun wollen wir einmal anstoßen auf Deine Zukunft. Prosit."

Konrad nahm einen Schluck und setzte dann seine Wanderung durch das Zimmer fort. Einige vorzügliche Kupferstiche, eine Nachbildung des segnenden Christus von Thorwalden in Marmor, die in halber Lebensgröße auf einem Postament eine Nische des Zimmers ausfüllte, und eine Kopie der Kreuzesabnahme

von Rubens, welche die Wandfläche über dem Sopha einnahm, erregten seine besondere Aufmerksamkeit.

„Du besitzt sehr werthvolle Kunstwerke, wie ich sehe. Ich mache Dir mein Kompliment für Deinen Geschmack . . . Wirft denn Dein Amt so viel ab? So viel ich weiß, haben wir niemals Vermögen besessen. Ei, sieh doch — auch die Glasfenster im Erker sind echt und sogar antik, wenn ich mich nicht irre."

„Ja, die Sachen sind nicht billig," erwiderte Julius, während er sich wieder über den Teller beugte und tüchtig einhieb. „Du weißt vielleicht nicht, daß ich im vorigen Jahre sechzigtausend Mark in der Lotterie gewonnen habe."

„Was Du sagst! Das ist mir allerdings völlig neu. Dann gratulire ich noch nachträglich."

„Danke. Ja, es ist so. Ich weiß nicht, woher es kam, daß der liebe Gott gerade mich damit bescheerte. Ich habe tausend Mark für die Armen gegeben und einen Theil des übrigen Geldes für Kunstzwecke angelegt. Es war längst meine größte Sehnsucht, mir dieses Zimmer, in dem ich lebe und webe, so angenehm als möglich zu gestalten. Du mein Gott, weshalb sollte ich es auch nicht. Ich habe keine Familie, habe auch nicht die Absicht, mich jemals zu verheirathen . . . Ueberdies hatte ich bereits vor zwei Jahren über zehntausend Mark gewonnen."

„Das ist stark. Du bist ja der reine Glückspilz."

Julius wischte sich den fettigen Mund mit der Serviette, schenkte sich das Glas auf's Neue voll, trank und fuhr dann fort: „Ja, ich weiß nicht, wodurch ich das verdient habe. Jedenfalls bin ich neugierig, was diesmal werden wird. Ich habe zur Abwechslung einmal ein ganzes Loos genommen . . . Damals schenkte ich den Armen meiner Gemeinde fünfhundert Mark . . . Aber ich habe wirklich noch Hunger. Es war nicht viel dran an den beiden Tauben. Verzeihe einen Augenblick . . .“

Er schritt nach der Thür, die in's Vorzimmer führte und drückte auf den Knopf der electrischen Klingel.

„Ja, was ich gleich sagen wollte,“ fuhr er fort, indem er abwechselnd mit Behagen vor sich hin pustete, wie ein Mensch, der noch etwas Angenehmes erwartet, „der Christus hat fünftausend Mark gekostet, die Kopie da über dem Sopha zweitausend und die Glasfenster achthundert Mark; ich habe sie auf der Auktion erstanden. Du solltest Dir auch einmal die alten Kirchenväter da unten etwas näher ansehen. Es sind sehr gute und seltene Ausgaben. Wenn Du einmal etwas aus meiner Bibliothek gebrauchst, so genire Dich nicht; es steht Dir Alles zur Verfügung. Aber Du beschäftigest Dich ja wohl am Meisten mit den Philosophen.“

Es klopfte und Claudine trat herein. Der Pastor ging ihr bis zur Thür entgegen und sprach einige

Worte leise mit ihr. Sie verschwand stumm und geräuschlos, wie sie gekommen war.

„Ihr hattet euch wohl schon begrüßt?“

„Fräulein Schaff hat mir geöffnet.“

„Ach so . . . Wie gefällt sie Dir? Ich meine natürlich nicht was ihr Aeußeres betrifft.“

„Sie scheint eine merkwürdig geartete Person zu sein.“

„Ja, das ist sie. Sie leidet an der Einbildung, in jedem Menschen, der sich zum ersten Male in meinem Hause blicken läßt, einen Feind von ihr zu sehen.“

„Ja, dieselbe Empfindung habe ich gehabt.“

„Dabei ist sie wortkarg und verschlossen,“ fuhr Julius fort. „Aber das sind Dinge, an die man sich gewöhnt. Dafür besitzt sie andere vorzügliche Eigenschaften. Sie ist von einer peinlichen Sauberkeit, nimmt mein Interesse in jeder Beziehung wahr und versteht vor allen Dingen ein vorzügliches Essen zu bereiten. Ich sage Dir, ein Essen! — — Du wirst hoffentlich bald Gelegenheit haben, Dich einmal selbst davon zu überzeugen. Weißt Du, ich liebe eine gut zubereitete Sauce. Die Sauce ist die Seele des Essens. Fräulein Schaff besitzt in dieser Beziehung eine erstaunenswerthe Kunstfertigkeit. Sie ist wahrhaft groß in der Anwendung von Gewürzen . . . Wo sie nur bleibt.“ —

„Wenn man Dich so reden hört, glaubt man einen großen Culinarier vor sich zu haben.“

„Nun, nun — Essen und Trinken gehören zum menschlichen Leben. Man soll sein Dasein hier auf Erden zu verlängern versuchen, nicht zu verkürzen . . . Vielleicht darf ich Dir eine Cigarre anbieten? Verzeihe, daß ich nicht gleich so aufmerksam war, aber ich rauche gar nicht, wie Du weißt. Ich halte die Kiste nur für meine Gäste.“

„Ja, eine Cigarre nehme ich dankbar an. Ich habe im Gegensatz zu Dir von jeher stark geraucht.“

„Ja, es ist sonderbar, wie verschieden wir in allen unseren Neigungen sind. Fast müßte man glauben, wir wären gar nicht Brüder.“

„Ja, es ist sonderbar . . . Sage doch,“ fuhr Konrad nach einer Pause fort, während welcher er die Cigarre angezündet und mit Behagen die ersten Rauchwolken von sich gestoßen hatte, „hast Du Fräulein Schaff nur dieser Eigenschaften wegen in's Haus genommen?“

Julius war, noch immer die Serviette vorgebunden, etwas unruhiger vor dem Tisch auf- und abgegangen; plötzlich blieb er stehen und fragte sehr schnell: „Hat Vater zu Dir irgend etwas darüber gesprochen? Ich machte Dich gleich darauf aufmerksam, daß er öfters an einer fixen Idee leidet, um mich milde auszudrücken.“

„Nein, nein, es war nur eine Frage . . . Uebrigens finde ich, daß Vater ganz vernünftig denkt und spricht.“

„So. Du bist noch zu kurze Zeit hier, um dieselben Beobachtungen machen zu können, die ich gemacht habe. Du hattest doch gestern Abend bereits genug Beweise vor Augen. Oder willst Du das laute Bravorufen, das er Deinen wunderlichen Auseinandersetzungen zu Theil werden ließ, für das vernünftige Benehmen eines Mannes halten, der während eines Menschenalters das Wort Gottes von der Kanzel herab verkündet hatte? Erlaube mir, daß ich einmal ernst spreche.“

„Bitte — ich hatte bereits darauf gewartet . . . Kein Mensch wird alt genug, um sich nicht noch vor seinem Tode zu bekehren.“

„Ach, rede doch nicht solchen Unsinn. Wenn sich einer zum Segen seiner selbst zu bekehren hat, dann bist Du es ganz allein. Alles, was Du gestern gesprochen hast, war ein Frevel, für den die Verantwor-wortung zu tragen Dir sehr schwer fallen dürfte.“

„Es wird mir außerordentlich leicht werden. Wie ich merke, hab' ich Dich durch irgend etwas gereizt. Es geschah aber ganz ohne Absicht.“

In der That war Julius' wohlwollende Stimmung in eine sehr gereizte übergegangen. Er konnte sich in dieser Beziehung sehr schnell verändern. Und augen-

blicklich lagen verschiedene Gründe vor, die ihn zu diesem Stimmungswechsel bewogen. Erstens ließ ihn Claudine außergewöhnlich lange auf das noch gewünschte Essen warten, wodurch der Groll aus dem Magen heraufstieg, und zweitens glaubte er aus der letzten Frage Konrad's eine Anspielung auf das intime Verhältniß zu seiner Wirthschafterin zu entnehmen. Seit der Zeit, wo er mit Claudine in wilder Ehe lebte, hatte er mit größter Vorsicht Alles vermieden, was dazu hätte beitragen können, ihn vor der Welt blos zu stellen. Und da er überzeugt war, daß Claudine dasselbe that, schon um der vortrefflichen Existenz wegen, deren sie sich in diesem Hause zu erfreuen hatte, so gerieth er immer in eine gewisse Erregung, sobald sich irgend ein Verdacht bemerkbar machte. Mehreremals bereits war er mit sich zu Rathe gegangen, ob es nicht besser wäre, diesem Verhältniß ein Ende zu bereiten, Claudinen zu kündigen und Vater und Schwester in's Haus zu nehmen. Die Wohnung war geräumig genug, und ewig konnte der Alte auch nicht leben. Alle diese Vorsätze aber wurden durch seine stark-sinnliche Natur und durch die Gewohnheit, die ihn Claudine fast unentbehrlich gemacht hatte, über den Haufen geworfen. Dieses herkulisch gebaute Weib übte zudem einen wahrhaft dämonischen Einfluß auf ihn aus, gegen den er sich vergeblich wehrte.

Ihre majestätische, durch nichts zu erschütternde

Ruhe, die Gleichgültigkeit, mit der sie ihn behandelte, wenn er es jemals wagte, sie unter vier Augen als das zu betrachten, was sie nur fremden Leuten gegenüber sein sollte, übten einen magnetischen Zauber auf ihn aus, welchem er immer auf's Neue unterlag. Dieser große, schon halb ergraute Mann wurde dann schwach wie ein Kind, und bat und flehte so lange, bis ihm großmüthig Absolution gewährt wurde, und die starke Hüterin dieses Hauses ihn in christlicher Demuth an sich zog.

Claudine hoffte nicht umsonst, daß ihre treuen Dienste dereinst in dankbarster und ausgiebigster Weise belohnt werden würden. Sie hatte vortrefflich vorgearbeitet und schmiedete das heiße Eisen Tag für Tag. Einmal mußte die Stunde doch kommen, wo ihr geheimer Liebhaber sich genöthigt sah, über seine Hinterlassenschaft zu verfügen, und dann würde sie beweisen, wie sie ihr Interesse wahrzunehmen verstände. Und wenn sie Angesichts einer halben Leiche noch einmal das liebende Weib sein sollte, und wenn sie mit Gewalt die zitternde Hand zum letzten Federstrich zu bewegen versuchen sollte! Lange konnte das überhaupt nicht mehr dauern. Wenn sie diesen gekrümmten Rücken sah, wenn sie an die ausgedörrten Glieder dieses strenggläubigen Mannes dachte, der des Morgens, gleich nach dem Aufstehen an einem Heißhunger auf das üppige Frühstück litt! Man war doch nicht deshalb

Jahre lang die intime Freundin eines vermögenden Predigers, um leer auszugehen, wenn die Sittenkomödie eines Tages ihr Ende erreicht hatte.

Claudinens ganzes Denken drehte sich um diesen Punkt. Daher haßte sie jeden Menschen, der sich zwischen sie und den Pastor zu stellen versuchte. Sie war die Ursache einer gewissen Entfremdung zwischen Schwester und Bruder, und sie auch hatte eines Tages das Mißtrauen des Sohnes gegen den Vater zu erwecken verstanden, indem sie die Behauptung aufstellte, der alte Pastor mache gar keinen Hehl aus dem unerlaubten Verhältnisse zwischen ihr und seinem Aeltesten. Man müsse ihn also einfach für schwach im Kopfe erklären. Den Alten vermochte sie gerade am Wenigsten zu leiden. Und nun war auch noch dieser jüngere Bruder aufgetaucht, um womöglich seinem Vater in dem Kampfe gegen sie beizustehen.

Schon sein kurzer, befehlender Ton am Abend vorher hatte ihr nicht gefallen. Sie empfand sofort, daß Konrad sich noch weniger Sympathie erwerben werde als der Alte. Und die Sprache, die dieser Mann gleich führte! Und dieser offene, freie Blick, den er furchtlos auf Alles ruhen ließ! Auch auf sie, sobald sie hereingetreten war. Und nicht zuletzt das überlegene Lächeln, das verstohlen um seine Lippen spielte. Es war gerade, als durchschaute er gleich wenige Minuten nach seinem Eintritt die ganze Lügenposse des Hauses.

Leute mit dieser Offenheit konnten unberechenbar sein; sie waren wie junger Wein in alten Schläuchen: sie berauschten und benebelten, ohne das man es vorausgesetzt hatte.

Wenn dieser jüngere Bruder, unterstützt durch den Alten, auf den älteren zu ihren Ungunsten einwirkte, wenn er den Pastor zu bewegen vermochte, sich von ihr zu trennen, um das alte idyllische Familienverhältniß herbeizuführen, dann war Alles für sie verloren. In diesem jungen Prediger steckte etwas, was ihr Furcht einflößte, wie sie sie ähnlich noch nicht empfunden hatte. Er sah Julius auch in nichts ähnlich. Wenn sie diese hohe, blühende, echt männliche Gestalt mit der früh gealterten und unschön wirkenden des Pastors verglich! Das alte und das neue Testament! Sie glaubte keinen besseren Vergleich finden zu können.

Diese Gedanken waren es, die sie seit gestern fortwährend bewegten. Während der halben Nacht hatte sie über einen Plan gebrütet, der es ihr ermöglichen würde, einen zu intimen Verkehr zwischen den Brüdern zu verhindern. Sie hatte sich aber gehütet, bis jetzt ein Wort darüber fallen zu lassen, denn durch nichts wollte sie merken lassen, daß sie irgend welche Absicht dabei habe. Es mußte irgend ein bestimmter Grund gefunden werden, der selbst dem Pastor genügte, um ihren Rath zu befolgen, wie er es schon so

oft gethan hatte. Er durfte vor Allem kein Mißtrauen gegen sie hegen, mußte vielmehr davon überzeugt sein, das alles, was sie that, nur in seinem Interesse geschehe. Hinzu kam, daß er außerordentlich launenhaft war und ein einziges Wort, das ihm nicht behagte, eine anhaltende Mißstimmung in ihm erzeugte. Dann wurde er leicht reizbar, und sie mußte oft mit Gewalt an sich halten, um nicht zu explodiren und ihm ziemlich deutlich in's Gesicht zu sagen, wie gleichgültig er ihr eigentlich im Grunde ihrer Seele sei. Sie wußte nur zu genau, daß ihre steinerne Ruhe am Ende doch den Sieg davon trug, daß sie der Felsen war, an dem Alles zerschellte und an den der Pastor sich immer auf's Neue anklammerte wie der erschöpfte Schiffbrüchige, der keine andere Rettung mehr weiß. So kamen sie miteinander sehr gut aus und würden sich auch noch weiter so stehen, bis der Tag kam, wo sie triumphirte.

Aus ihrem Brüten war sie durch den Besuch der Frau Brennerlein erweckt worden. Ulrike hatte immer außerordentlich viel zu erzählen und Claudine, die sonst selten Jemand hatte, mit der sie sich aussprechen konnte, zeigte sich dann niemals abgeneigt, über Dinge zu sprechen, die sie mit dem Pastor aus guten Gründen nicht erörtern durfte. Sie bewies dann, daß sie doch nur ein Weib sei, das seine niedere Abstammung und die Sucht, die Zunge einmal gründlich in Bewegung

zu setzen, nicht verleugnen könne. Der steinerne Panzer, mit dem sie sich umwappnet hatte, schmolz dann wie Wachs, und in einer einzigen Stunde wurde mehr geredet, als sonst in Tagen und Wochen.

Diese alte Ulrike war auch gerade die Richtige. Sie kannte und wußte Alles, was gerade die Wirthschafterin eines Pastors interessiren mußte; und sie erzählte unaufgefordert — das war das Beste.

An jedem Freitag Nachmittag, wenn der Pastor an seiner Predigt zum Tage des Herrn arbeitete, machte sie Claudine ihren Besuch, um entweder ausgebesserte Wäsche abzuliefern, oder wie heute, ihre Kunst in der Garnirung von Hauben zu präsentiren. An diesem Tage war sie ausnahmsweise am frühen Vormittag gekommen. Es hatte sie keine Ruhe gelassen, ihre Meinung über Baldus II. zu äußern und die Ansicht Claudinens darüber zu hören.

Wahrhaftig, er hatte diese „Schlumpe“ vom gestrigen Abend, deretwegen sie sich noch solche große Umstände hatte machen müssen, wirklich hierher gebracht zu seinem Bruder. Dort in der Küche stand sie, mit einer großen blauen Schürze vorgethan und hantirte mit Eimer und Schrubber. In dieser sauberen Küche eines strenggläubigen evangelischen Pastors!

Als ob sie, die ehrbare, und furchtlose Wittwe des seligen Kirchendieners Brennerlein nicht längst gewußt hatte, daß diese halb verwahrloste Händlerin ein

Judenmädel war. Wie oft hatte sie sie nicht von der Treppe des Hauses gejagt, weil sie nicht wollte, daß das ewig schlafende Geschöpf den Eingang versperre und die Blicke der Vorübergehenden auf sich ziehe.

Ulrike hatte Josepha durch die geöffnete Thür erblickt, als sie den langen hinteren Gang entlang schritt, um zu Claudinens Zimmer zu gelangen. An diesem Vormittage hatte man ein interessantes Gespräch gehabt. Im Laufe desselben hatte Frau Brennerlein plötzlich eine Vermuthung ausgesprochen, die Claudinen zuerst so ungeheuerlich erschien, daß sie während Minuten ihre majestätische Ruhe verlor.

Wie, dieser junge Prediger sollte sich so weit vergessen haben? — Selbst in dem dunklen Seelenabgrund dieses Weibes sprach eine Stimme vom Wahnwitz dieses Gedankens. Dieser Riesenkörper erzitterte vor dem ersten Wort, das zur Anerkennung dieses Verdachts über ihre Lippen kam. Aber die Irrgärten des menschlichen Daseins waren groß, und was sie verschwieg und erheuchelte, das konnten auch Andere verschweigen und erheucheln. Sie wußte nur zu gut aus ihrem eigenen Leben, daß die Sünde sich dann immer nahte, wenn sie am wenigsten erwartet wurde. Und das Fleisch war immer schwach, wenn der Geist sich am stärksten zeigte. Wenn alle sündhaften Vergehen an's Tageslicht kämen, wo wären wohl die Richter, die sie zur Sühne brächten!

Aber die da hinten war doch ein Kind ... Allerdings eins von jenen, denen der Schmutz des Lebens Ehre und Sitte im Keime erstickt haben mochte ...

Als Ulrike sich unter dem abgenommenen Versprechen der Verschwiegenheit, von „ihrem lieben, guten Fräulein“ entfernt hatte, schritt Claudine eine Zeit lang wie im Traume umher. Mehrmals ging sie nach der Küche und betrachtete Josepha mit einem Blicke, aus dem ein wahrhaft grausames Mitleid sprach. Als sie Konrad die Thür öffnete, ohne daß sie wagte, ihn anzublicken, war ihr Plan gefaßt.

Seitdem Ulrike sie verlassen hatte, machte sich eine gewisse Zerstreuung bei ihr bemerkbar. Zum ersten Mal seit langer Zeit ging ihr nicht alles so von Händen, wie sie es wünschte. So ließ sie denn den Pastor auf die zweite Auflage des Frühstücks ausnehmend lange warten, trotzdem Ramadour und Caviar, die er gewünscht hatte, längst in Bereitschaft standen. Endlich beeilte sie sich, nach vorn zu gehen. Ehe Julius auf Konrad's letzte Worte etwas erwidert hatte, war sie eingetreten.

Ein Blick genügte ihr, um ihr zu sagen, daß die anfänglich gute Laune des Hausherrn sich verändert habe. Er hatte die Serviette bereits zerknittert auf den Tisch geworfen. Dabei ging er, die Hände über dem

Rücken gekreuzt, im hinteren Theil des Zimmers auf und ab. Hatte sie ihn zu lange warten lassen? Aber nein, daran konnte es nicht liegen; denn selbst beim größten Hunger wartete er der kommenden Dinge geduldig wie ein Knäblein, das sich einstweilen in Gedanken auf den versprochenen Leckerbissen freut. Er wußte ja, daß das, was bei Claudinen lange währte, immer am Besten wurde.

Es war also ohne Zweifel zwischen den Brüdern eine Spannung eingetreten. Die ganze Situation deutete darauf hin, denn Konrad stand am Fenster und blickte über die Vorsetzer hinweg zur Straße hinaus.

Sie hatte das Brett noch nicht auf den Tisch gestellt, als der Pastor sehr kurz den Wunsch äußerte, sie möge abräumen, er esse nichts mehr.

„Wie der Herr Pastor wünschen.“ Langsam nahm sie das Geschirr zusammen, ebenso gemächlich faltete sie Tischtuch und Serviette. Sie wartete auf irgend ein Wort, das ihr hätte zur Aufklärung dienen können; als es nicht kam, entfernte sie sich in ihrem seltsam schwebenden Gange, der in so großem Widerspruche zu ihrem Körper stand.

An der Thür wandte sie sich noch einmal um.

„Haben vielleicht der Herr Pastor nachher einige Augenblicke für mich übrig?“

„Was wünschen Sie, Fräulein Schaff?“ fragte

er ebenso laut zurück. Dieses förmliche Gespräch war ihm in Gegenwart seines Bruders trotz seines Unmuths außerordentlich willkommen.

„Es handelt sich um das arme, bedauernswerthe Kind — dort hinten.“ Ihre Stimme hatte einen sehr weichen Ton angenommen.

„Nun —?“

Konrad hatte sich umgedreht und blickte gespannt auf Claudine. In diesem Augenblick hatte ihr Gesicht einen wahrhaft demüthigen Ausdruck angenommen.

„Es wäre vielleicht gut, wenn wir das Mädchen eine Zeit lang in unserem Hause behielten.“

„Wie meinen Sie, Fräulein?“ Julius glaubte, nicht recht gehört zu haben.

„Ich meine, Herr Pastor, daß wir es vielleicht eine Zeit lang zu kleinen Hülfeleistungen im Hausstand verwenden könnten. Wie es scheint, ist sie anstellig und fleißig. Mein Gott, es kann ja sein, daß ich mich täusche, aber —“

„Aber —?“

„Aber man muß sich auch der räudigen Schafe annehmen, wie der Herr Pastor so oft zu sagen pflegen.“

Julius stand am Schreibtisch und blätterte zwecklos in einigen Papieren. Er hatte vermieden, sie anzusehen; jetzt aber blickte er überrascht auf. Noch

niemals hatte er sie in diesem milden Tone sprechen gehört.

Auch Konrad wurde von Claudinens Theilnahme sehr angenehm berührt. Sollte er diesem Weibe von vornherein eine unbegründete Antipathie entgegen gebracht haben? Vielleicht urtheilte auch sein Vater viel zu scharf.

„Es wäre nur, um dem alten Herrn Papa eine Bürde abzunehmen," fuhr Claudine fort; „denn der Vater des Herrn Pastors hatte sich gewiß die Sache nicht reiflich überlegt, als er sich sogleich bereit erklärte, das halb verwilderte Mädchen zu sich zu nehmen. Bedenken der Herr Pastor doch nur, wie umständlich das für den alten Herrn sein muß, der die Ruhe über Alles liebt . . . Man müßte doch vor allen Dingen erst versuchen, dem Mädchen gesittete Anschauung beizubringen. Und dazu gehört doch eine kräftige Hand. Ich würde es schon in Raison halten, darauf könnten der Herr Pastor sich verlassen. Ich würde sie auch in Handarbeiten unterrichten. Sie wünscht sehr gern hier zu bleiben . . . Uebrigens ist sie nicht abgeneigt, zum christlichen Glauben überzutreten. Vorausgesetzt, daß ihr Stiefvater nichts dagegen hat. Und dieser Trunkenbold dürfte doch leicht dazu zu bewegen sein. Der Herr Pastor könnten auch in dieser Beziehung beruhigt sein."

Die letzten Worte kamen so unerwartet, daß

Julius sowohl wie Konrad zu gleicher Zeit einen Ausdruck der Verwunderung von sich gaben.

„Wie, sie möchte sich taufen lassen, das hat sie im Ernst gesagt?“

„Gewiß, Herr Pastor. Du mein Gott, was versteht so ein Kind vom Glauben. Es wäre ein Segen, wenn man so ein Wesen fernerhin in christlicher Liebe erziehen und erretten könnte. Ueberlegen sich der Herr Pastor die Sache doch einmal reiflich. Was mich betrifft, so würde der Herr Pastor mir einen besonderen Gefallen erweisen, wenn das Mädchen hier im Hause bliebe.“

Julius kam aus dem Erstaunen nicht heraus. Er dachte sofort an den Hofprediger und an die hohe Aufgabe, die dieser und er sich gestellt hatten, um die Judenfrage zu lösen. Was für einen Verdienst würde er sich nicht erwerben, wenn es ihm gelänge, aus dem verwahrlosten Kinde eine gläubige Christin zu machen. Das war eine Aufgabe, würdig eines Seelsorgers der evangelischen Kirche. Zu gleicher Zeit würde das Peinliche der gestrigen Situation für immer verlöscht werden, und es wäre auch möglich, eine Versöhnung zwischen Bock und Konrad herbeizuführen. Denn nun ließe sich alles zu Gunsten seines Bruders und der christlichen Sache drehen und wenden. Was doch für vernünftige Einfälle in Claudinen steckten! In was für ein vortreffliches

Licht sie sich in den Augen Konrad's zu versetzen gewußt hatte! Ihre besten Gedanken stellten sich immer zur rechten Zeit ein.

„Ich werde mir die Sache überlegen, Fräulein Schaff," sagte er. „Wir sprechen darüber noch."

Sie ging.

Siebentes Kapitel.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, wandte er sich an seinen Bruder. „Was meinst Du dazu?“

Die gute Stimmung war im Begriff, wieder bei ihm einzukehren. Ein behagliches Schmunzeln machte sich bei ihm bemerkbar. Er zeigte das milde Lächeln des Predigers, der gewöhnt ist, sich jeder Situation anzupassen. In diesem Augenblick bedauerte er es lebhaft, daß er Claudinen mit dem Essen fortgeschickt hatte, denn sein Appetit war zurückgekehrt. Aber er wollte sich nicht lächerlich machen.

„Sie hat wirklich Recht,“ fuhr er fort, „unser alter Vater hätte nur eine Last auf dem Halse. Und dann bitte Dich, was sollte sie auch dort? Hedwig ist gewöhnt, alles selbst zu besorgen. Das Mädchen wäre ihr nur im Wege..“

„Ich bin damit einverstanden und bin Dir sehr dankbar dafür, daß Du Dich des Kindes vorläufig annehmen willst,“ erwiderte Konrad. „Ich theile Deine Ansicht über die Bürde, die Vater freiwillig aufnehmen wollte, vollkommen. Ich möchte mir nur noch die

Frage erlauben, ob es nicht in erster Linie der Gedanke an die Taufe dieses Judenkindes ist, der Dich bewog, so schnell auf den Vorschlag Deiner Wirthschafterin einzugehen?"

„Und wenn es der Fall wäre?"

„Dann würde ich mich genöthigt sehen, Deine gute That nicht als eine völlig uneigennützige anzusehen, wie man sie bei einem Prediger stets voraussetzen sollte."

„Ich möchte Dich darauf aufmerksam machen, daß ich es nicht dulden werde, denselben Ton gegen mich anzuschlagen, in welchem Du beliebtest, gestern Abend die Gastfreundschaft in ziemlich starker Weise zu verletzen."

So schnell wie der Appetit bei Julius gekommen war, verschwand er auch wieder. Der milde Zug der Versöhnung im Antlitz war nicht mehr zu sehen. Mit großen Schritten ging er auf und ab.

„Ich bitte nachträglich um Vergebung, wenn ich mich thatsächlich dieser Verletzung der Gastfreundschaft schuldig gemacht haben sollte, trotzdem ich mir dessen nicht bewußt bin. Ich weiß nur zu genau, daß der Muth der freien Meinung ein doppelschneidiges Messer ohne Heft ist, bei dessen Gebrauch man sich selbst am meisten wehe thut. Es ist nicht der geringste Vorzug dieser Meinung, daß man Diejenigen, welche sie gebrauchen, eher gehen sieht als sie kommen. In den

größten Dingen wie in den kleinsten. Es ist gerade wie in gewissen Kreisen unserer Gesellschaft, in denen man am Besten die Wahrheitsliebe mit der Garderobe zurückläßt. Tadle nur zweimal die Suppe einer Hausfrau, so wirst Du zum dritten Male nicht mehr eingeladen werden. Du verstehst Dich ja so außerordentlich auf Saucen, wirst Dich also auch auf Suppen verstehen und mit mir darüber einstimmen, daß einem unter Umständen eine schlechte Suppe den Geschmack für den ganzen Abend verderben kann. Du zuckst etwas pikirt die Achseln. — — Nun, das wundert mich außerordentlich in diesem Augenblick, wo ich von Speisen spreche. Aber Scherz bei Seite! . . . Um wie viel mehr muß diese offene Meinung nun nicht unangenehm berühren, wenn es sich um die höchsten Dinge der Menschen handelt, um seinen Glauben, um seinen Gott; oder um das, was Tausende in ihrem Innern verschlossen mit sich herumtragen, ohne den Muth zu finden, es auszusprechen . . . Gerade uns Predigern der christlichen Lehre sollte die Wahrheit über Alles gehen. Zeit, Ort und Menschen sollten uns gleich sein, um sie zu verkünden. Wir sollten sie nicht nach der Tradition lehren, sondern nach unserer innersten tiefsten Ueberzeugung; und wir sollten nicht zu feige sein, gegen Übergriffe der Mächtigen und Reichen, gegen Adelsstolz und Geldübermuth zu predigen, um im Dienste dieser Wahrheit zu arbeiten,

mit ihr zu siegen, oder mit ihr zu fallen. Und diese Wahrheit sollte geleitet werden von dem Gefühl, daß wir immer im Namen Christi sprechen; daß wir sie aufbauen auf die vollendetste Sittenlehre, der er in seiner Bergpredigt so wunderbaren Ausdruck gegeben hat. Im anderen Falle würden wir uns nur als Heuchler erscheinen, die von dem Gegentheil dessen überzeugt sind, was sie thun?"

„Du wirst sehr gute Predigten halten, lieber Bruder." Die Unruhe Julius' hatte sich gesteigert; sie hinderte ihn aber nicht, einmal sehr überlegen zu lächeln, allerdings mit abgewandtem Gesicht, denn es geschah nun zum zweiten Male, daß jenes unbehagliche Gefühl über ihn kam, das er bereits am Abend vorher empfunden hatte.

„Im Uebrigen vergißt Du ganz die historische Entwicklung des Christenthums," sagte er dann wieder. „Es ist noch lange nicht erwiesen, ob man immer das Beste erreicht, wenn man in allen Dingen die Wahrheit sagt. Du wirst nach Jahren einmal anders über diesen Punkt denken. Doch bleiben wir schon bei dem angefangenen Thema. Weshalb hättest Du etwas dagegen, wenn ich es versuchte, aus dem Judenkinde eine gläubige Christin zu machen? Es ist doch, um Deine eigenen Worte zu gebrauchen, unsere höchste Aufgabe, bei jeder Gelegenheit Propaganda für die christliche Lehre zu machen."

„Propaganda für die christliche Lehre! Durch Proselytenmacherei! Das nenne ich eine schöne Aufgabe! Als wenn der Glaube mit den Handschuhen zu vergleichen ist, die man je nach Bedarf wechselt!“

Konrad lachte jetzt so laut auf, daß Julius stehen blieb und ihn betroffen anblickte. „Du hättest lieber sagen sollen: für die christliche Kirche,“ fuhr er fort. „Du scheinst mich immer noch nicht verstanden zu haben, daher sehe ich mich genöthigt, Dir meinen Standpunkt noch einmal genau klar zu legen. Ich halte die christliche Lehre und die moderne christliche Kirche für zwei grundverschiedene Elemente, die in ihrem innersten Wesen gar nichts miteinander gemein haben. Die Kirche ist so zu sagen das Ornament, der ausschmückende Theil des massiven, aber einfachen und schlichten Gebäudes, das Jesus von Nazareth errichtet hat. Und dieses Ornament hat mit der Zeit so viel Ausdehnung und Prunk angenommen, daß es die Form des schlichten Gebäudes völlig verändert hat, und Tausende und Abertausende dadurch geblendet werden und es vorziehen, sich mit dem Anblick dieser Außenseite zu begnügen. Man geht befriedig von dannen, denn man hat ja das herrliche Gebäude nun wirklich gesehen. Ja, ein schönes Bewußtsein, wieder einmal zum lieben Gott gebetet zu haben und während ganzer sieben Tage bis zum nächsten Sonntag in allen Handlungen unbeschränkt zu sein . . . Es ist gerade wie mit den schönen

vergoldeten Weihnachtsnüssen, an deren Anblick man sich erfreut, und welche die sparsamen Hausmütter im nächsten Jahr wieder zur Freude aller großen und kleinen Kinder an den Baum hängen. Der Kern ist ganz Nebensache."

„Höre Konrad, ich finde, daß Du Ansichten ausspricht, die sich mit Deinem Berufe als evangelischer Geistlicher durchaus nicht vertragen und die mich zwingen, Dich zu bitten, sie wenigstens in meiner Gegenwart für Dich zu behalten."

„Du hast Furcht, darüber nachzudenken."

„Nein, darüber nicht, aber über Deine Zukunft. Wir sind unter uns, ich kann also offen sein. Wenn mich nicht Alles täuscht, so wird der Hofprediger Bock seinen ganzen Einfluß, und er ist ein großer, beim Konsistorium geltend machen, damit Deine Wahl nicht bestätigt werde. Du hast ihm gestern etwas gesagt, wenn auch nur indirekt, was er Dir nicht vergeben wird."

„Es sollte mich freuen, wenn er mich ganz verstanden hätte . . . Ich bin Dir dankbar, daß Du mich auf den Charakter dieses toleranten Mannes aufmerksam gemacht hast. Ich werde mich darnach zu richten wissen."

Julius trat plötzlich auf ihn zu und ergriff seine beiden Hände. In diesem Augenblick schien er es wirklich außerordentlich gut zu meinen. Selbst aus

dem Klange seiner Stimme konnte man das entnehmen.

„Sieh, lieber Konrad, ich bin sechszehn Jahre älter als Du. Schon das gäbe mir das Recht, Dich vor unüberlegten Handlungen zu warnen. Es wäre gegen das bessere Gewissen gehandelt, die edle Anschauung, die aus Dir spricht, nicht anzuerkennen. Es steckt viel Idealismus in Dir, sogar zu viel, um das Leben so zu nehmen wie es ist: als eine Erfüllung der Berufspflichten und der Pflichten gegen die Obrigkeit und gegen das Gesetz.“

„Und mein Nächster und ich? Wo bleiben wir?“

„Höre nur weiter. Du zweifelst, daß die Kirche, wie sie heute ist, wirklich dazu geschaffen sei, die Bruderliebe so zu verkünden, wie sie unserm Herrn Jesus Christus vorgeschwebt hat. Du bist von einem revolutionären Geist beherrscht, wie er ja auch deutlich genug in Deinem Buche über die Bergpredigt hervortritt. Daß dieser Geist sehr naiv ist, will ich nur nebenbei erwähnen; es ist das Beste an ihm. Du predigst die Propaganda der christlichen That und siehst in ihr den Sieg des Guten über das Böse . . .“

„Weil ich der Meinung bin, daß Christus das Reich Gottes auf Erden nur kommen sah, nach der Erfüllung seiner Lehre,“ unterbrach ihn Konrad. „Ich bitte Dich, denke doch an die Apostelgeschichte.

Die Gesetzgeber könntendaraus ihre Irrthümer erkennen."

„Zugegeben. Du vergißt aber bei alledem das Eine: daß Du nicht nach Berlin gekommen bist, um die Welt auf den Kopf zu stellen, um den Kampf gegen die Kirche zu führen, sondern für sie. Und um Dir vor allen Dingen eine gesicherte, angenehme Existenz zu schaffen. Von Ideen, und wären sie noch so große und nachahmenswerthe, kann man nicht leben. Von den unausführbaren noch viel weniger. Und daß die Deinigen so schnell zu verwirklichen wären, bezweifle ich noch einstweilen."

„Ja, aber ich selbst habe doch das Recht, darnach zu handeln."

„Gewiß, so lange Du nicht gegen die Gesetze verstößt."

„Ist es schon erwiesen, daß die Gesetze immer das Richtige treffen?"

„Das entzieht sich meiner Betrachtung. Jedenfalls sind sie da, um respektirt zu werden."

„Uebrigens muß ich Dir sagen," erwiderte Konrad, indem er den Einwurf ganz unbeachtet ließ, „daß Du außerordentlich praktisch denkst, was den Beruf eines Predigers anbetrifft."

„Mein Gott, Du wirst mir später einmal Recht geben. Du trittst jetzt voller Begeisterung auf die Kanzel, aber halte nur jeden Sonntag eine Nachmit-

tagspredigt und es wird die Zeit kommen, wo Du Dich am wohlsten fühlst, wenn Du Dein Brot in Ruhe essen kannst. Und das steigert sich von Jahr zu Jahr."

„Also die richtige Tretmühle."

„Wenn Du es so nennen willst — ja ... Warte nur ab: Du wirst eines Tages die Neigung haben, Dich zu verheirathen, wirst Familie bekommen, wirst Dir, falls Du Anlagen dazu hast, ein Bäuchlein anschaffen, und wirst glücklich und zufrieden leben, auch ohne die Menschheit und die Kirche reformirt zu haben. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme, wie unser Schiller so schön sagt."

„Wie es scheint, sprichst Du aus Erfahrung."

Julius hatte bereits längst die Hände seines Bruders losgelassen und ging nun wieder nach seiner Gewohnheit im Zimmer auf und ab. Nach den letzten Worten vermied er es, Konrad anzublicken. Er fühlte aber nun, daß er mit seiner Offenheit einen dummen Streich begangen habe, den er schleunigst wieder gut machen müsse; denn in seiner Einbildung glaubte er wieder eine Anspielung auf sein Verhältniß zu Claudine gehört zu haben. So verbesserte er sich denn sofort:

„Das heißt — auch ein Junggeselle kann dieselben Erfahrungen machen. Ich habe meine Ordnung wie

ein verheiratheter Mann. Und je bequemer es der Mensch hat, je mehr er einer Uhr gleicht, die zur richtigen Zeit aufgezogen wird, je weniger fühlt er die Neigung, den Kalender zu ändern und die Woche einmal mit dem Sonnabend beginnen zu lassen."

„Sage mal, Julius — hast Du niemals so gezweifelt, wie ich; ich meine, hast Du niemals gleich mir den ungeheuren Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit empfunden?"

„Gezweifelt, meinst Du? Ja, gewiß. Alle Theologen zweifeln, wenn sie jung sind, aber schließlich schlägt der Glaube den Zweifel todt."

„Der Glaube an eine Existenz?"

„Nein, das meine ich nicht, denn es giebt viele Theologen, die niemals zu einer Versorgung kommen."

„Das sind jedenfalls die Mittelmäßigen."

„Nein, die sind es nicht. Die Mittelmäßigen werden die besten Seelsorger, denn sie predigen gut, ohne viel zu sagen, verheirathen sich gut, erzeugen gesunde Kinder, sorgen dafür, daß die Predigt nicht zu lang wird, und denken nicht so viel wie Du über das innerste Wesen des Christenthums nach. Die Hauptsache ist, sie halten sich an das Wort und nicht an den Geist . . . Diesen Glauben meinte ich vorhin. Man soll das Wort Gott nicht mit fünf Buchstaben schreiben, wenn vier schon genügen."

„Hm . . . Sehr glückliche Menschen also, diese mittelmäßigen Pastoren.“

„Gewiß. Sie sind die treuesten Diener des Staates.“

„Ja — wie stellen sich eigentlich diese Leute den Erfolg ihrer Thätigkeit vor?“

„Wie meinst Du das?“

„Nun — angenommen, die überwiegende Menge dieser Mittelmäßigen wäre nur mit Handwerkern zu vergleichen, die auf ehrliche und anständige Weise ihren Lebensunterhalt verdienen, so müssen sie doch gleich diesen irgend ein Ziel verfolgen. Ihr Wirken muß einen Zweck haben. Es muß doch nach Ablauf des Geschäftsjahres irgend ein Ergebniß zu Tage treten.“

„Ah so . . . Du willst so zu sagen eine Inventur der geretteten und erleuchteten Seelen haben.“

„Oder auch der verdorbenen. Ich sehe, Du hast mich vortrefflich verstanden.“

„Diese Erfolge bestehen darin, wenn der Küster aus den Büchern festzustellen vermag, daß die kirchlichen Trauungen und die Taufen sich vermehrt haben; daß der Wunsch nach den Trostesworten eines Geistlichen reger geworden ist; daß der Wein beim Darreichen der heiligen Sakramente abgenommen hat, und im Allgemeinen ein größeres Interesse für den Kirchenbesuch festzustellen ist.“

„Und läuft dieser Jahresabschluß immer zur Zufriedenheit ab?“

„Leider Gottes nein. Das Bedürfniß nach allen diesen heiligen Handlungen vermindert sich von Jahr zu Jahr; natürlich in Anbetracht der Vergrößerung Berlins. Die Gleichgültigkeit der großen Masse des Volkes gegen kirchliche Dinge ist geradezu eine entsetzliche zu nennen.“

„Ja, diese Wirkung muß doch wie jede andere eine Ursache haben.“

„Es ist der Materialismus, der die Zeit beherrscht. Die Einwirkung der Socialdemokratie auf die niedere Menge, der Atheismus der liberalen Literaten und alles das, wovon der Hofprediger gestern bereits sprach. Das Volk ist zu dumm, es will nur leben und genießen.“

„Ich finde im Gegentheil, daß die Entwicklung der Intelligenz des Volkes sich in aufsteigender Linie bewegt . . . In der großen socialen Umwälzung, die heute die moderne Gesellschaft in allen Fugen erzittern macht, ist die Kirche weit zurückgeblieben. Sie hätte von einem wahrhaft christlichen Gedanken ausgehend, die erste sein müssen, die sich im offenen Kampfe der Armen und Bedrückten annahm. Dann wäre sie in diesem großen Entwickelungsprozeß nicht bei Seite geschoben worden. Der große Vernichtungskampf unseres Jahrhunderts wird um die leibliche Speise geführt, nicht

aber um die geistige und um das Seelenheil. Das Wort Gottes verwandelt heute nicht mehr die Steine in Brot. Und eigentlich sind doch die ganzen Wunderthaten Christi nur aufzufassen unter der Voraussetzung, an seine Hilfe und seine Lehre zu glauben. Denn wer nicht glaubt, dem wird auch nicht geholfen werden. In dieser Beziehung scheint mir der Glaube der Armen und Elenden an ein Reich, in dem einst die christliche Idee zur vollendeten Thatsache werden soll, ein unerschütterlicher zu sein. Es mag auf uns Prediger einen schlechten Eindruck machen, eine leere Kirche vor uns zu sehen. Aber viel schlimmer und trostloser ist jedenfalls ein leerer Magen. Denn aus ihm erwächst der Todfeind des lieben Nächsten . . . Aber ich will nun gehen. Alle diese Auseinandersetzungen werden uns Beide doch nicht auf denselben Standpunkt bringen."

„Du willst wirklich schon fort?"

„Ja. Ich werde drüben erwartet. Vielleicht kommst Du später auch ein wenig herüber."

„Es wäre nutzlos. Wir kämen auf das alte Thema, und ich hätte dann gegen Drei zu kämpfen, denn Hedwig entwickelt vielfach dieselben Ansichten wie Du."

„Wirklich, thut sie das?"

„Uebrigens ist heute Freitag," fuhr Julius fort, „und da weißt Du ja, was ich am Nach-

mittag zu thun habe. Wirst Du Sonntag in der Kirche sein?"

„Ja, ich möchte schon, ich habe Dich lange nicht predigen gehört, aber es kann sein, daß ich der Familie Josepha's einen Besuch abstatte, falls ich heute nicht mehr die Zeit dazu finden sollte. Ich muß doch einmal sehen, wie es da aussieht. Uebrigens weiß ich noch nicht einmal, wo es ist."

„So, das willst Du also thun. Vielleicht berichtest Du mir dann darüber. Und bestelle meine Grüße drüben."

„Ich danke, ich werde Alles ausrichten."

Julius ärgerte sich, daß sein Bruder über die morgige Predigt ziemlich leicht hinweg ging, aber er ließ sich nichts merken.

Konrad hatte sich erhoben und zog den Paletot über. „Du nimmst es mir doch nicht übel, wenn ich nicht kommen sollte."

„Gott bewahre! Es würde nur eine Konsequenz Deiner Anschauung sein, wenn Du des Sonntags sociale Studien treibst."

Konrad antwortete nicht; Beide blieben eine Weile stumm. Es war derselbe Geist der gegenseitigen Abneigung, der immer unsichtbar zwischen sie trat, sobald sie auf einen Punkt zusammentrafen, wo ihre innersten Empfindungen aufeinander platzten.

Sie reichten sich die Hände und verabschiedeten sich.

An der Thür angelangt, drehte sich Konrad noch einmal um und sagte: „Ich danke Dir noch für Deine Offenheit. Du hast Dich mir heute von einer Seite gezeigt, die mich manches an Dir viel besser verstehen läßt. Du gehörst wenigstens zu den Pastoren, die sich keinen Illusionen hingeben und das unumwunden eingestehen."

„Ich bin ein Mensch ohne alle Ideale. Das ist Alles."

Er drückte noch einmal die Hand seines Bruders und drehte sich kurz und rücksichtslos um. Mit dem Eingeständniß dieser grausamen Selbsterkenntniß betrachtete er jede fernere Unterhaltung für abgebrochen.

In diesem Augenblick hörte man draußen Fräulein Schaff laut rufen: „Wohin willst Du denn? Wirst Du wohl hier bleiben!"

Allem Anscheine nach lief sie Jemandem nach.

Als die Thür geöffnet war, erblickten sie Claudine, welche Josepha am Arme hatte und sie zurückhielt.

„Sie wollte soeben ausrücken, Herr Pastor. Es ist schon das dritte Mal. Wir werden sie einschließen müssen. Sie behauptet große Sehnsucht nach ihren kleinen Geschwistern zu haben. Sie würden nichts zu essen haben und fortwährend nach ihr schreien."

Josepha stand gegen die Wand gelehnt und blickte

nun beschämt zu Boden. Ihre Wangen hatten sich geröthet, und um den Mundwinkel bebte es leicht. Die Thränen drohten im nächsten Augenblick hervor zu brechen. Jedenfalls hielt sie dieselben mit Gewalt zurück. In dem langen, bis zur Erde reichenden Rock, der für eine erwachsene Person gemacht zu sein schien, sah sie älter und größer aus. Man würde im ersten Augenblick aus ihrem Alter nicht klug geworden sein. Der Lichtschein, der durch die geöffnete Thür fiel, erhellte nur ihr Gesicht und den Streifen Tapete hinter ihrem Haupte. In dieser mystischen Beleuchtung hatte sie viel Aehnlichkeit mit einer jener verklärten Bettlergestalten des Murillo. Etwas Rührendes und zugleich Ergreifendes sprach aus diesen zuckenden Lippen, aus den langen Wimpern, die gleich einem Flor die Augen beschatteten, als läge unter ihnen die Seele begraben. Es war die Tragik des Elends.

Als Pastor Julius sie in dieser Verfassung betrachtete, kam sie ihm merkwürdig bekannt vor; nicht erst seit gestern, sondern seit langer Zeit. Sie wuchs vor seinen Augen, ihre Züge wurden härter, sie blinzelte mit den Augen, sie lächelte verführerisch und zeigte die weißen Zähne. Dann wieder wurde die Gestalt kleiner, das Gesicht verjüngte sich und der Körper nahm die zartesten Formen an. Das ganze Wesen war nun vom Kopf bis zu den Füßen in dieses von der Witterung gebleichte und verwaschene Shawltuch gehüllt. Nur

das zarte, durchsichtige Antlitz war frei geblieben und strahlte wie Alabaster.

Wo hatte er dieses Gesicht schon gesehen?

Plötzlich rannen große Thränen über ihre Wangen, ein einziges, langgezogenes Schluchzen drang aus ihrer Kehle. Damit war der Spuk vorüber.

So hatte Konrad sie bereits einmal gesehen. Und doch glaubte er sie in diesem Augenblicke nicht wieder zu erkennen. War es das Halbdunkel des Corridors, das sein Auge täuschte, war es das Ungewöhnliche der ganzen Situation, litt er im Augenblick an einer fixen Idee —: er hielt Josepha in dieser Minute gar nicht für das, was sie war. Alles erschien ihm als Posse und Maskenscherz. Sie mußte ein Doppelleben führen, sich verkleiden und verstellen. Wenn er dieses Gesicht ansah, in dem nichts zu finden war, was an eine niedere Herkunft erinnerte. Gewiß hatte ihr Vater den besseren Kreisen angehört. Unter allen Umständen mußte er christlicher Abstammung gewesen sein, wenn ihre Mutter eine Jüdin war, wie sie zugegeben hatte. Erst jetzt fiel Konrad der feine orientalische Zug ihres Profils auf. Vorher wäre er niemals darauf gekommen.

Plötzlich kam ihm der seltsame, verlangende Blick in Erinnerung, den sie ihn am Abend vorher in seinem Zimmer zugeworfen hatte, nachdem sie gesättigt war. Dieser Blick hatte ihn die ganze Nacht verfolgt, und

als er heute Morgen aufgestanden war und das Studirzimmer betrat, sah er ihn in seiner Einbildung von dem Stuhle aus, auf dem sie gesessen hatte, abermals auf sich gerichtet. Wenn er ihn in Zusammenhang brachte mit einem Kinde!

„Aengstige Dich nicht um Deine Geschwister. Es wird für sie gesorgt werden und Du sollst heute noch erfahren, wie es ihnen geht," sagte er milde und brachte seine Hand sanft mit ihrem Kinn in Berührung. Er erkundigte sich nach ihrer Wohnung, redete noch weiter auf sie ein und versuchte sie zu beruhigen.

Als er den Kopf wieder erhob, trafen sich seine Augen mit denen Claudinens und blieben einige Sekunden auf ihrem Antlitz haften. Es war nicht dieser Zufall, der ihn überraschte, sondern die Entdeckung, daß sie seine Worte mit einem höhnischen Lächeln begleitet haben mußte; denn noch war die Spur davon deutlich zu bemerken. Ihr ganzes Gesicht erschien ihm wie eine einzige Grimasse des bösen Geistes. Aber vielleicht hatte er sich auch getäuscht. Denn sie fiel sofort ein:

„Höre nur auf! Siehst Du denn nicht, daß wir alle es gut mit Dir meinen? Zumal der junge Herr Prediger! Das mußt Du doch am Besten wissen! Statt zu weinen, solltest Du ihm lieber Freude bereiten und hübsch bei der Arbeit bleiben . . . Nichts für

ungut, Herr Prediger, aber wenn man bedenkt, was Sie an diesem Mädchen bereits gethan haben!"

Keine Muskel ihres Gesichts zuckte. Starr, würdevoll und ernst blickte sie ihn jetzt an.

„Nun geh' nach hinten und mache diesem Hause Ehre." Sie trieb sie den Corridor entlang und verschwand mit ihr in der Küche, ohne sich einmal umzublicken. Aber das unterdrückte Weinen Josepha's verlor sich erst allmählich.

„Also nochmals auf Wiedersehen, lieber Bruder."

„Auf Wiedersehen, Konrad. — Nun, wer kommt denn jetzt?"

Die Thürglocke schlug zweimal hintereinander schwach an. Es mußte Jemand sein, der entweder sehr bescheiden auftreten wollte, oder die Wirkung dieses Drahtes noch nicht kannte. Zum dritten Male kam ein kräftiger Zug, so daß die Klingel schrill und andauernd ertönte.

Konrad befand sich bereits an der Thür und öffnete. Ein mittelgroßer Bursche wand sich bei ihm vorbei; er hielt ihn für einen Boten, beachtete ihn nicht weiter und verließ das Haus.

Pastor Julius stand noch immer erwartungsvoll auf derselben Stelle.

„Nun, was wünschst Du, mein Sohn? Willst Du zum Küster? Dann mußt Du Dich nach dem andern Thorweg bemühen."

„Nein, ich möchte den Herrn Prediger sprechen.“

„So. Dann tritt nur näher.“

In dem Halbdunkel hielt er ihn für einen seiner Confirmanden. Als sie sich in dem kleinen Vorzimmer befanden, sah er, daß er sich geirrt hatte, für Physiognomien besaß er ein ausgezeichnetes Gedächtniß. Dieses Individuum, das nun in dem hellen Lichte einen schäbig-eleganten Eindruck machte, hatte er nie zuvor gesehen; es mochte nach dem Gesichte zu urtheilen sechzehn bis achtzehn Jahre zählen, war aber für dieses Alter eher klein als groß zu nennen. Merkwürdig zusammen gewürfelt war die Kleidung. Die engen, hellen Beinkleider konnten einem Stutzer entlehnt sein; der rothbraune, moderne Rock schlug vorn und auf dem Rücken große Falten und ließ unschwer errathen, daß er ursprünglich für eine ausgewachsene Person angefertigt worden war. Sehr vortheilhaft von ihm stach eine verschossene himmelblaue Cravatte ab, in welcher eine mächtige Hufeisennadel steckte. Ein hoher Stehkragen aus Papier, der seine Neuheit nicht verleugnen konnte, vollendete die Toilette, die viel Gesuchtes und Renommirendes an sich hatte. Besonders geckenhaft erschien das in der Mitte gescheitelte stark pomadisirte Haar; sein Glanz konnte nicht bestritten werden.

Dieser Bursche fühlte sich ohne Zweifel zu etwas Höherem geboren und befleißigte sich, sein Aeußeres dem Geschmacke des Tages anzupassen; selbst der steife,

abgelegte Modehut, den er etwas ungeschickt mit beiden Händen hielt, deutete darauf hin.

„Nun, was willst Du?“ fragte Julius abermals, nachdem er ihn vom Kopf bis zu den Füßen aufmerksam gemustert hatte.

„Ich will fromm werden, Herr Pastor,“ gab er dreist zurück.

„Was willst Du werden?“ Baldus hatte ihn nicht gleich verstanden.

„Fromm will ich werden, Herr Pastor, wie meine Schwester.“

„So. Wer ist denn Deine Schwester?“

„Die Josepha, die der Herr Pastor hier aufgenommen hat.“

„Ach so. Du bist einer von ihren Stiefbrüdern?“

„Jawohl. Wir haben uns immer gut vertragen. Der Andere zu Hause, der ist der Schlechte, aber Vater hat's ihm immer besorgt.“

Seine kleinen Augen glitten auf der Diele umher, während die rechte Hand sich kokett von dem Dasein der Cravattennadel überzeugte.

„Wie heißt Du denn?“

„August Jannusch.“

„Was hast Du denn bis jetzt getrieben?“

„Ich habe privatisirt.“

„Was hast Du gethan?“ Der Pastor glaubte abermals nicht richtig gehört zu haben.

„Ich habe aus Vaterns Tasche gelebt.“

„Ach so. Das heißt mit anderen Worten: Du hast auf der Bärenhaut gelegen.“

„Nein, keine Spur, Herr Pastor. Des Vormittags habe ich einen armen blinden Mann herumgeführt; dafür gab's nichts. Und am Nachmittag habe ich in der Bibel gelesen; dafür gab's auch nichts, aber das hat mir wohl gethan. Denn wenn man lange Zeit keine Arbeit bekommt, dann soll man in der Bibel lesen, sagt Vater immer. Die Hülfe würde dann bald kommen, denn der liebe Gott ließe keinen gläubigen Menschen verhungern. Aber was hat alles Beten genützt! Die Hülfe ist bis heute nicht gekommen.“

Es trat eine Pause ein. August Jannusch gab seinem Mund einen sehr traurigen Ausdruck und zwinkerte mit den Augen, um die heraufsteigende Nässe zu bedeuten. Die Kehle schien ihm zu eng zu werden, denn er steckte den rechten Zeigefinger zwischen Hals und Kragen und brachte ihn in eine schabende Bewegung. Als Julius ihm auf einige Augenblicke den Rücken kehrte, schnitt er eine fidele Fratze, die schnell wie das Wetterleuchten am Firmament verschwand.

„Das ist recht von Deinem Vater, daß er Dir solche Lehren gegeben hat. Du wirst wohl den alten Spruch kennen: ‚Wer auf seinen Gott vertraut, der hat auf keinen Sand gebaut.‘ Und ein anderer Spruch

lautet: ‚Wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten.‘ ... Du bist doch jedenfalls hierher gekommen, um meine Hilfe in Anspruch zu nehmen.“

Der Pastor war einige Mal auf- und abgegangen. Nun blieb er vor dem sonderbaren Heiligen stehen und sah ihn fest an; im Augenblick war er zweifelhaft, ob er einen reuigen Sünder vor sich habe, oder eines jener Individuen, welche nur die Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen und dabei heucheln und lügen.

August Jannusch hielt den Blick aus, drehte den Hut verlegen in seinen Händen und erwiderte treuherzig: „Der Herr Pastor dürfen nicht gleich denken, daß ich betteln will. Nein, mit so etwas gebe ich mir nicht ab. Es ist ja richtig, daß die Leute gleich immer das Schlimmste annehmen, zumal wenn man nicht den Bauch eines Bürgermeisters zeigt; und obendrein nicht so ganz propper geht. In's Herz können die Menschen nicht blicken . . .“

„Nun, nun, so schlimm war es nicht gemeint, mein Sohn,“ fiel Julius ihm wohlmeinend in's Wort, als er die demüthig-entrüstete Miene bemerkte. Es schien Jannusch sehr nahe zu gehen. Er wischte sich sehr rasch beide Augen, um den Lauf der unsichtbaren Thränen zu hemmen.

Julius fühlte sich jetzt verpflichtet, ihm einen Stuhl anzubieten, und Jannusch nahm bescheiden auf einer Ecke Platz. Bei dem Pastor kam der Diener Gottes

zum Durchbruch, dessen Pflicht es ist, sich der reuigen Schafe anzunehmen, wo er sie findet.

„Es freut mich, zu hören, daß Du Dich von vornherein gegen die Annahme, Du wolltest betteln, verwahrst. Denn wer da bettelt, der zeuget nicht von einer schönen Seele,“ sagte er mit einem salbungsvollen Ausdruck im Tone, der den Beweis dafür gab, daß er die Sache nun sehr ernst nahm. Dieser Bursche begann ihn bereits lebhaft zu interessiren.

„Aber es befinden sich unter den verdorbenen Seelen die gläubig werden wollen und bei uns Rettung suchen, so viele Unwürdige, daß man die Worte auf ihre Wahrheit prüfen muß. Es scheint mir, als wären die Deinen es werth.“

„Darauf kann der Herr Pastor sich verlassen. Wer da lügt, der betrügt und stiehlt auch, sagt Vater immer. Und das ist mir stets zu Herzen gegangen. Bei dem Andern zu Hause, bei dem Schlechten, hat's nichts genützt. Wir wissen nicht, nach wem der kommt.“

„So. Nun, darüber sprechen wir vielleicht später noch ... Vor allen Dingen sage mir, wie Du Dir das Frommwerden eigentlich vorstellst, mein Sohn. Du mußt mich nur recht verstehen. Wahrscheinlich hast Du Dich nur falsch ausgedrückt. Fromm sollten alle gläubigen Christen sein, und nicht erst werden wollen. Und Du hast mir doch soeben selbst gesagt, daß Du in der

Bibel Trost gesucht und auch gefunden habest . . . Wie war's mit dem Kirchenbesuch, he?"

„Jeden Sonntag, Herr Pastor. Beim Thränen-schulz — — beim Herrn Prediger Schulze wollte ich sagen. In der Simeonkirche."

August Jannusch zeigte eine betroffene Miene und blickte ersichtlich beschämt zu Boden.

„Nun, nun! Du brauchst Dich nicht zu geniren. Ich weiß, daß das Volk den lieben Herrn Bruder allgemein so nennt. Es kommt auch nur daher, weil er sehr zu Herzen spricht."

„Ja, man kann nicht lange an sich halten. Da bleibt kein Auge trocken. Die Frauen weinen und die Mädchen weinen. Es rührt alle Menschen."

August Jannusch war in diesem Augenblick so überzeugt von dem, was er sagte, daß er mit dem Ausdruck tiefen Ernstes vor sich hinnickte.

Der Pastor hatte ihm gegenüber Platz genommen. „Um also darauf zurück zu kommen: Es muß Dich doch irgend ein bestimmter Zweck hierher geführt haben. Wünschst Du durch meine Vermittelung eine Beschäftigung, oder soll ich Dich Jemanden empfehlen . . . Vielleicht willst Du meinen Rath hören."

Jannusch zeigte wieder die Verlegenheit, von der er bereits wußte, daß sie ihm in den Augen des Pastors gut kleide; überzeugte sich davon, ob die Knöpfe seines Rockes gut säßen und erwiderte dann: „Ich möchte gern

Mitglied vom christlichen Verein junger Männer werden, um mich weiter auszubilden. Denn Vater sagt immer, ich wäre für die Bildung gemacht. Und solche junge Leute bekämen nachher immer eine gute Stellung. Denn die besäßen Religion im Leibe. Später möchte ich gerne Küster werden."

Der Pastor lächelte und belustigte sich innerlich über die Offenheit des Burschen, die er für eine völlig natürliche hielt. „Ja, Küster, Küster, mein Sohn! Das möchten Viele werden. Das geht aber nicht so leicht, wie Du es denkst. Man kann zwar nicht wissen, was in Dir steckt. Die Hauptsache ist, daß es Dir ernst mit Deinem christlichen Streben ist. Dann wird sich alles Uebrige finden. Und was den Verein junger Männer betrifft, so —"

„Ich habe auch alle Versammlungen des Herrn Hofprediger Bock besucht," fiel Jannusch muthig ein, als der Pastor seinen Satz nicht gleich beendete.

„Ei, ei. Dann könnte ich Dich ja dem Herrn Hofprediger empfehlen," sagte Julius diesmal sehr lebhaft. „Vielleicht ist es möglich, daß sich da in Sachen der Stadtmission eine Beschäftigung für Dich findet."

„Der liebe Gott wird's dem Herrn Pastor vergelten. Und ich werde es nie vergessen, und will immer brav und fleißig sein."

„Nun, wir wollen es hoffen. Der Eindruck, den

Du machst, ist kein schlechter. Von wem bist Du konfirmirt worden?"

„Vom Pastor Schulze."

„Und hast Du Schulzeugnisse?"

„Sehr gute, Herr Prediger. Rektor Dumke von der hundertundsiebenten Gemeindeschule meinte, ich wäre sein bester Schüler gewesen."

„Nun, das wäre ja vortrefflich . . . Ich habe nicht viel Zeit. Geduldige Dich nur einen Augenblick."

Julius ging in sein Arbeitszimmer. Die Thür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als August sich blitzschnell erhob. Einen Augenblick horchte er; dann bewegte er sich mit großen Schritten fast lautlos dem Fenster zu. Auf einer Ecketagère standen einige kleine Figuren. Ein Griff genügte, um eine von ihnen in der Tasche seines Beinkleides verschwinden zu lassen.

Als der Pastor nach kaum drei Minuten zurückkehrte, fand er Jannusch, wie er ihn verlassen hatte: den Hut auf das Knie gestützt, die Beine bescheiden an sich gezogen und den Blick in Ergebenheit auf den Boden gerichtet.

„So. Hier hast Du ein Empfehlungsschreiben an Herrn Hofprediger Bock. Die beste Zeit ist zwischen Zehn und Zwölf. Ich werde wohl Gelegenheit finden, mit dem Herrn Amtsbruder über Dich zu sprechen. Am Besten wär's, Du nähmest Deine Zeugnisse gleich mit."

Mit diesen Worten überreichte er ihm einen versiegelten Brief, den Jannusch, nachdem er sich erhoben hatte, mit einigen Dankesworten und einer tiefen Verbeugung entgegen nahm und in die Brusttasche seines Rockes steckte.

„Ich erlaube Dir, in den nächsten Tagen wieder einmal vorzusprechen; um diese Zeit. Und dann wollen wir auch über Deinen Bruder sprechen. Und nun begleite Dich Gott auf Deinem Wege."

Jannusch zögerte noch. Er hatte eine halbe Wendung gemacht und sich mit einer unauffälligen Bewegung der linken Hand überzeugt, daß die Figur noch vorhanden war.

„Nun, hast Du noch etwas auf dem Herzen? Sprich es nur frei heraus."

„Es ist große Noth im Hause, Herr Pastor. Vater hat seit acht Tagen keine Arbeit. Josepha half mit verdienen, aber da sie gestern nicht nach Hause gekommen ist, so — — Aber nein, nein! Der Herr Pastor sollen wirklich nicht denken, daß ich betteln will . . . Es wäre nur, um sich einmal satt zu essen."

Julius hatte bereits in die Tasche gegriffen und seine Börse hervorgeholt.

„Hier hast Du eine Kleinigkeit." Er überreichte ihm einen Thaler, den Jannusch mit zwei hintereinander folgenden Verbeugungen entgegen nahm.

„Der liebe Gott soll's tausend Mal vergelten,

Herr Pastor. Ei, da wird sich Vater freuen. Aber nur nicht glauben, daß ich gebettelt habe . . . Aber der Hunger, das Elend! Und wenn man anständig bleiben will und gottesfürchtig! Vater sagt immer, man soll nur zu den Herrn Predigern gehen, die helfen immer . . . Adieu, Herr Pastor, adieu.“

Achtes Kapitel.

Er grüßte mit dem Hute wie mit einem wehenden Taschentuche und näherte sich — immer seitwärts — unter wiederholten Verbeugungen der Thür. Diesmal ersuchte ihn der Pastor zu bleiben.

Julius war durch die Nennung von Josephas Namen an etwas erinnert worden, woran er bereits gedacht hatte, ohne darauf zu sprechen zu kommen, Eigentlich war dies für ihn die Hauptsache. Das hatte ihn auch bewogen, schneller als er es sonst einem wildfremden Burschen gegenüber gethan hätte, die Börse zu öffnen.

„Uebrigens — wie hast Du denn erfahren, daß Deine Stiefschwester sich hier befindet?“ Dem Pastor erschien die Thatsache, daß Jannusch nach einer Nacht und wenigen Stunden bereits von Allem unterrichtet war, außerordentlich auffallend.

Wie bereits erwähnt, pflegte Josepha regelmäßig des Abends die Steintreppe des alten Hauses hinter der Kirche aufzusuchen, um ihren Verdienst zusammen zu rechnen. Bei dieser Gelegenheit sonderte sie die Groschen

und Pfennige, die sie von guten Menschen über die festen Preise erhalten hatte, von dem Verdienst, den sie zu Hause abzuliefern hatte. Diese Groschen bildeten den geheimen Fonds, den sie für sich und die Kleinen verwendete. Es war nicht selten, daß die Stiefbrüder sie auf Schritt und Tritt verfolgten und nicht eher ruhten, bis Josepha in die Tasche gefaßt hatte, um sie durch Preisgabe eines Fünfzigpfennigstückes los zu werden. Auf offener Straße spielten sich dann widerliche Scenen ab, durch welche die Vorübergehenden sich bewogen sahen, Partei für das beschimpfte und bedrängte, oft mit Schlägen bedrohte Mädchen zu nehmen.

Die Burschen entfernten sich dann, um an einer anderen Stelle das alte Manöver zu beginnen. Auf jeden Fall kam Josepha am schlechtesten weg, denn auf ihre Weigerung gab es daheim doppelte Schläge. Daher gab sie lieber, wenn sie nur irgend dazu im Stande war. Eine Zeit lang blieb sie ihren Verfolgern entschwunden. Sie hatte ihren alten Schlupfwinkel aufgegeben.

Vor zwei Tagen hatte August endlich den neuen entdeckt. So hatte er sich denn am vergangenen Abend auf den Weg gemacht, um Josepha abzufangen und die Beute diesmal für sich allein in Anspruch zu nehmen.

Er erreichte sein Ziel gerade, als Konrad sein Samariterwerk zu üben begann. Gegen die Mauer der Kirche gedrückt, unsichtbar im Schatten des Riesengebäudes, konnte er den Vorgang verfolgen. Er sah, wie

oben Licht gemacht wurde, und konnte durch die erleuchteten Scheiben deutlich die Figur des Mannes erkennen, der seine Stiefschwester soeben in's Haus genommen hatte.

Trotz des Regens, zitternd vor Kälte, verblieb er während einer halben Stunde auf seinem Posten, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Was mit Josepha vorher passirt war, wußte er nicht; er hatte nur deutlich ihr Weinen und Schluchzen vernommen. Dieses Jammern brachte er mit der Handlungsweise des Mannes zusammen.

Wer war dieser Herr, was wollte er von dem Mädchen? August hätte mit Vergnügen den letzten Rest seines Seelenheils darum gegeben, würde er dadurch einen Einblick hinter die Gardinen gewonnen haben. Die Rouleaux waren nicht herabgelassen; es wäre also leicht gewesen, sich vom Innern des Zimmers zu überzeugen, wenn man sich in gleicher Höhe des Fenster befunden hätte.

Er blickte zur Kirche empor. Aber dieses alte Mauerwerk starrte ihm wie ein mächtiger Wall entgegen. Eine Katze hätte keinen Halt für ihre Krallen gefunden.

Dann schritt er über die Gasse und prüfte die Dachrinne des Hauses; sie war durch den Regen glatt wie ein Aal geworden, und erwies sich überdies als sehr morsch und lose. Dann faßte er leise an die

Klinke der Thüre und fand, daß der Eingang versperrt war. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er ein Schild neben dem verrosteten Klingelzug. „Nikolaus Brennerlein, Kirchendiener an Sankt Martha,“ las er beim Scheine der Gaslaterne.

Nun wußte er wenigstens, wer hier hauste. Aber dieser Herr mit dem Cylinderhute auf dem Kopfe, war gewiß kein Kirchendiener, sondern ein junger Mann, der dort oben wohnte; denn das Licht bewegte sich immer nur hinter den beiden Fenstern.

Schließlich schritt er um die Ecke und prüfte das Haus von dieser Seite; hier befand sich ein zweiter Eingang, welcher ebenfalls verschlossen war. Dunkel und schweigend lugten die unregelmäßig gebauten Fenster; dieser Theil mußte gar nicht bewohnt sein. Endlich, als er seinen alten Posten wieder eingenommen hatte, wurde das Licht oben verlöscht. Nach wenigen Minuten sah er Josepha mit dem Herrn das Haus verlassen. Das geschah gerade, als ein kleiner dicker Mann von außen die Thür geöffnet hatte. August hörte noch die Worte: ‚Guten Abend, Herr Prediger,‘ und folgte dann den Beiden langsam in einer gewissen Entfernung. Er war außerordentlich neugierig, wohin der Weg nun gehen würde.

Also ein Prediger war dieser Herr! Uebrigens fand er jetzt, daß dieser gute Mann auch ganz danach aussähe. Das hätte er sich auch denken können, daß

dort, wo Kirche und Kirchendiener sind, die Herren Pastoren nicht weit entfernt sein können.

Was diese Josepha für Abenteuer erlebt! Sie ließ sich gleich mit einem Prediger ein. Das mußte sie von ihrer Mutter geerbt haben. Hatte Vater Jannusch nicht, wenn er Einen zu viel getrunken hatte, schon so mancherlei Andeutungen gemacht? Aus denen allerdings der Teufel klug werden konnte!

August witterte sofort ein Geschäft, bei dem etwas zu verdienen sein würde. Und in diesem Augenblick faßte er den festen Entschluß, sich nöthigenfalls als ein junger Ehrenmann zu zeigen; als ein guter, vortrefflicher Bruder, der niemals dulden würde, daß seiner Schwester ein Leid geschähe. Natürlich nur einem Dritten gegenüber. Sobald er wieder mit ihr unter vier Augen sein würde, wollte er ihr ganz gehörig die Leviten lesen. Sie sollte nur einmal mucken, wenn er etwas für sich verlangte, ohne daß der Alte etwas wissen sollte. Ei, und die zu Hause — was für Augen würden sie machen.

In diese Gedanken vertiefte er sich, als er fröstelnd, die Hände in den Hosentaschen vergraben, einen Gassenhauer pfeifend, die Beiden nicht aus den Augen ließ. Plötzlich verging ihm das Pfeifen. Er war sehr erstaunt, als er den Herrn und Josepha vor dem Predigerhaus der Nachbarkirche halten und es betreten sah.

Dieses Haus kannte er sehr genau. Man mußte blind sein, um es beim Vorübergehen nicht zu bemerken und seine Bedeutung nicht zu erkennen. Sämmtliche Parterrefenster waren erleuchtet; es mußte also heute etwas Besonderes geben.

Aber was hatte seine Stiefschwester hinter den bunten Scheiben zu thun? Er wurde nun wirklich nicht klug aus der Geschichte. So trottete er denn, nachdem er etwa eine halbe Stunde noch vergeblich auf etwas Außergewöhnliches gewartet hatte, mißvergnügt nach Hause.

Am anderen Tage in aller Frühe faßte er den Muth, die Glocke des Kirchendieners Brennerlein zu ziehen. Er erschien als der um seine Stiefschwester tiefbetrübte Bruder, welcher zufällig erfahren hätte, daß man seine seit gestern verschwundene Schwester auf den Steinstufen dieses Hauses zum letzten Mal gesehen habe. Ulrike war wie immer aufgelegt zum Reden. Und da dieser junge Mensch einen so demüthigen Eindruck machte, es sich überdies um Josepha handelte, so bot sie ihm einen Stuhl an und erzählte, was sie wußte. Dem armen Kinde würde nun wohl ein besseres Leben bevorstehen. Sie hoffte irgend etwas Näheres über Josepha zu erfahren. Da aber Jannusch aus seinen Klagen über die gute Schwester nicht heraus kam, so traute sie ihn nicht. Am Ende war sie sehr kurz zu ihm. Wenn er Weiteres wissen

wollte, so möge er dorthin gehen, wo seine Schwester sich befände.

August begab sich noch einmal nach Hause, um Vater Jannusch Bericht zu erstatten, und befolgte dann den Rath Ulrikens.

Jetzt berichtete er nur dem Pastor, was ihm vortheilhaft erschien.

„O, die Angst, die wir ausgestanden haben. Vater konnte die ganze Nacht nicht schlafen.“

„Ihr scheint ja um Josepha sehr besorgt gewesen zu sein. Merkwürdig ist, daß sie gerade das Gegentheil behauptet. Ihr sollt sie sehr schlecht behandelt haben.“

Jannusch schwieg eine Weile, indem sein Gesicht viel Betrübniß zeigte.

„Nun, Du scheinst Dich ja sehr getroffen zu fühlen.“

„Nicht im Geringsten, Herr Pastor. Es ist nur um deswegen ... nämlich ... Ich weiß nicht, ob ich der Josepha einen Dienst erweise, wenn ich ... sie ist nämlich sehr verlogen,“ fügte er schnell hinzu, als würde er im nächsten Augenblicke nicht mehr den Muth finden, das Wort auszusprechen.

„So. Was Du sagst! Das hätte ich nicht erwartet ... Diesen Eindruck hat sie bis jetzt allerdings nicht gemacht.“

Der Pastor konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

Im Augenblicke empfand er eine gewisse Genugthuung, seinem Bruder den Beweis dafür erbringen zu können, daß dessen Menschenfreundlichkeit eine sehr überflüssige gewesen sei; nicht minder die gestrige an den Haaren herbeigezogene Situation, die daraus hervorgegangen war. Gleichzeitig würde er dadurch Veranlassung finden, sein Haus auf anständige Art und Weise von der Verwahrlosten zu befreien. Eine unbestimmte dunkle Ahnung, die er seit dem Abende vorher nicht mehr los zu werden vermochte und die wie das drückende Gefühl einer drohenden Gefahr auf ihm lastete, drängte ihn in dieser Minute, den Burschen gehörig auszuforschen.

„Das macht, weil sie sich sehr verstellen kann," fuhr Jannusch unaufgefordert fort, als er die Verwunderung des Pastors bemerkte. Seine Dreistigkeit wuchs und ein gewisser Instinkt sagte ihm, daß er hier noch mehr erreichen werde, als er erhofft hatte. Dieser fromme Mann schien wirklich ein gutmüthiger Herr zu sein, der die Menschen nach den Bibelsprüchen taxirte.

„Ja, sie kann sehr scheinheilig sein. Sie heuchelt, wenn sie nur ihren Vortheil finden kann. Wahrhaftig, es ist so . . . Sie wird auf der Stelle ohnmächtig, sobald mitleidige Seelen sich ihrer erbarmen sollen. So wie gestern hat sie es oft gemacht. Dann ißt sie und trinkt sie, bis sie satt ist und geht heidi! Um sich

in's Fäustchen zu lachen . . . Die muß man kennen! Und wie versteht sie sich herum zu treiben! Bei Nacht und Nebel! . . . Ist sie nicht sogar einmal drei Tage und drei Nächte fort geblieben, so daß unser Vater Jannusch die ganze Polizei in Bewegung setzen mußte?! Sogar im Leichenhause sind wir gewesen, um nach ihr zu suchen . . . Ja und dann . . . dann kam sie vergnügt an und lachte uns aus. Diese Krabbe! Wer weiß, bei wem sie gewesen war! . . . Wenn Vater nicht so viel Nachsicht mit ihr hätte, ich meine, was das Mitleid betrifft! Wirklich, er ist zu gut! Und dann sagt sie noch, sie würde schlecht behandelt . . . Hat sie wohl nöthig, mit dem Korbe in der Hand hausiren zu gehen? Aber sie wollte es nicht anders . . . Das macht, weil sie zu nichts anderem Lust hat. Das liegt so drin bei den Juden . . . Ihre Mutter soll's ebenso gemacht haben, sie hatte lange einen Trödlerkeller. So sagt wenigstens Vater . . .“

In diesem Augenblicke fühlte August wieder nach seiner Hosentasche. Das brachte ihn auf eine neue Idee.

„Ja, aber, was das Schlimmste ist, Herr Pastor, sie stiehlt. Man sollte es nicht glauben, wenn man ihr Gesicht ansieht. Aber es ist so, wahrhaftig! Der liebe Gott möge mich strafen, wenn ich gelogen haben sollte . . . Was haben wir schon alles aushalten müssen. Ist sie nicht einmal nach Hause gekommen mit einer

goldenen Herrenuhr in der Tasche?! Ich habe sie mitten auf der Straße gefunden, sagte sie. Vater und ich schlugen die Hände über'm Kopf zusammen. Ich bitte, Herr Pastor, eine goldene Herrenuhr mit Kette! Die verliert man doch nicht so ohne Weiteres auf der Straße . . . I, du Nichtsnutzige, sagt Vater, da will ich doch gleich 'mal nach der Polizei gehn. Vater ist nämlich in dieser Beziehung der ehrlichste Mann, den's giebt, Herr Pastor. Vater geht also wirklich zur Polizei und liefert die Uhr ab. Da hatte sich bereits ein Herr gemeldet, der in der Nacht betrunken gewesen war und fest und bestimmt glaubte, die Uhr verloren zu haben. Natürlich ließ Vater den Herrn in dem Irrthum, um uns Alle nicht zu brandmarken. Vater bekam eine Belobigung und zwanzig Mark Findergeld . . ."

„Das war brav von ihm, sehr brav," unterbrach ihn Julius, der wieder Platz genommen hatte und mit gefalteten Händen zuhörte.

„Das ist aber noch nicht Alles," fuhr Jannusch fort. „Einmal kam sie nach Hause und brachte ein gerupftes Huhn mit. Das wollte sie geschenkt bekommen haben. Und am anderen Tage sollten es ihre Geschwister haben. Das sind nämlich die richtigen von ihrer Mutter. I, sagt Vater, das kennen wir schon. Mich wundert nur, daß du dieses gerupfte Huhn nicht auf der Straße gefunden hast. Wir

sind arme Leute, wir brauchen keine Hühner zu essen, zumal gestohlene. Da Vater immer dachte, ehrlich währt am längsten, so ging er wiederum zur Polizei, um das Huhn natürlich als gefunden anzugeben. Da sagte man ihm denn, es wäre kein gerupftes Huhn angemeldet. Ueberdies wäre das Vieh auch schon etwas alt. Na, da hat sich denn Vater beruhigt und er, ich und Anton, so heißt nämlich der Andere, der Schlechte zu Hause, haben uns das Huhn gebraten und es mit guten Gewissen gegessen. Natürlich konnten wir von dem Fleisch, das bereits stark duftete, nichts den kleinen Kindern geben. Vater meinte, sie würden sonst krank werden . . . Josepha heulte, aber es war ganz sicher, daß sie das Huhn gestohlen hatte. Wer weiß, wie viel sie schon [illegible] hat, ohne daß wir es erfahren haben. Sie hatte immer Geld in der Tasche und naschte auch sehr gern . . . Nehmen der Herr Pastor sich nur recht sehr in Acht. Die Augen werden Ihnen bald aufgehen. Aber das kommt daher, weil die Jöre niemals ein Gebetbuch zur Hand genommen hat."

„Was für einen Abgrund einer Kinderseele hast Du mir geöffnet, mein Sohn. Ich danke Dir dafür," sagte Julius, der die Miene seines Gegenüber genau studirt hatte, ohne etwas Verdächtiges in ihr zu finden. „Es war unser Wille, dieses Mädchen im Hause zu behalten und zur gläubigen Christin zu erziehen. Aber wir werden nun prüfen, ehe wir handeln."

Nach diesen Worten erhob er sich, kehrte August den Rücken und schritt, den Kopf besorgt schüttelnd, dem Fenster zu. Plötzlich wendete er sich wieder um.

„Sagtest Du noch etwas, mein Sohn?" Es war ihm nämlich gewesen, als würde hinter ihm noch eine Bemerkung gemacht.

„Nein, Herr Pastor." Jannusch hatte unbeobachtet den Mund weit aufgerissen und stumm in sich hineingelacht. Einige Laute hatten dabei ihren Weg verfehlt. Nun stand er wieder ernst und würdevoll wie ein gläubiger Christ da, der nichts gemein hat mit der Falschheit dieser Welt.

„Ich sehe, Du hast sehr schlechtes Schuhwerk an, mein Sohn," sagte Julius wieder, als er seinen Blick über die Gestalt des Burschen gleiten ließ.

„Ja, wenn der Herr Pastor vielleicht ein Paar abgelegte Stiefel —" Er blickte beschämt auf die äußerst defekten Schnabelschuhe, die mit der Würde der blauen Cravatte nicht mehr in Einklang zu bringen waren.

„Nun, ich werde nachsehen lassen. Komm' nur mit."

Der Pastor schritt voran und befahl ihm, auf dem Corridor zu warten. Dann ging er nach hinten. Diese Gelegenheit benutzte Jannusch, um eine Haarbürste, die auf dem Garderobenspiegel lag und welche ihm besonders gut gefiel, in seiner hinteren Rocktasche

unter zu bringen. Gleich darauf öffnete sich links eine Thür und Josepha wurde sichtbar. Sie war bei seinem Anblick so erschrocken, daß sie regungslos stehen blieb und ihn mit geöffneten Munde anstarrte. Hatte sie denn nirgends Ruhe, wurde sie bis hierher verfolgt von diesen Unholden?

„Pst,“ machte er leise, „Komm nur her auf einen Augenblick. Ich thue Dir nichts. Es ist etwas sehr Wichtiges.“

Er winkte so eindringlich, daß sie nicht widerstehen konnte. Neugierde und Furcht trieben sie vorwärts.

„Was willst Du hier? Wie kommst Du hier her? Was machen die Kleinen?“ fragte sie in einem Athem. „Grüße sie von mir und sage ihnen, daß für sie gesorgt werden wird. O, ich werde sie besuchen. Vielleicht morgen schon.“

„Willst Du für immer hier bleiben?“

„Was geht's Dich an. Euch Alle überhaupt. Ich habe nur Schläge von euch bekommen.“

„Du weißt, daß wir nichts zum leben haben.“

„Ihr könnt euch Arbeit suchen.“

„Du willst also nicht?“

„Das ist meine Sache. Ich habe das alte Leben lange genug ertragen. Ich werde Dienstmädchen werden, und mir die Kinder holen, um sie wo anders unterzubringen. Wir wollen unser Brot in Ruhe essen.“

„Sage lieber, daß D i ch die Polizei holen wird, Du Judenmensch.“

Er war so wüthend geworden, daß er die Faust ballte und ihr dieselbe vor das Antlitz hielt.

Sie lachte leicht auf, zuckte mit den Achseln und sagte gleichgültig: „Schimpfe nur wie immer. Das trifft mich nicht. Ich bin doch die Einzige von euch allen, die Tag für Tag ehrlich gearbeitet hat. Und bei Wetter und Wind . . . Machst Du mir jetzt zu viel, so rufe ich den Herrn Pastor. Der soll Dich heim leuchten.“

„Der Herr Pastor!“ erwiderte er höhnisch, indem er leicht lachte. „Der weiß mehr, als Du denkst. Ich habe ihm erzählt, daß Du gestern Abend eine ganze Stunde lang eingeschlossen mit dem Candidaten da drüben warst . . . Ich habe gesehen, wie Du ihn angebettelt hast. Dann bist Du freiwillig mit ihm hinauf gegangen. Du verwahrloste Dirne!“

„Elender Mensch, der Du bist! Pfui, für so gemein hätte ich Dich nie gehalten!“

Sie spie aus vor ihm und wich mehrere Schritte zurück. Verzweiflung und Empörung hatten ihr Gesicht glühend gemacht. „Noch ein Wort und ich schreie laut um Hilfe, Du Nichtswürdiger!“

Sie rang nach Athem, so entsetzlich war die Aufregung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Es wäre Dein Unglück . . . Uebrigens weißt Du

doch . . . der Herr vom vorigen Jahre, der Dich betrunken gemacht hat. Es war bei bitt'rer Kälte . . . Man fand Dich später halb erfroren auf der Treppe. Du selbst hast es uns erzählt . . . Wäre es also ein Wunder?"

„Ich weiß von nichts. Geh' und scheer' Dich fort. Alles ist Lüge. Du und Dein Bruder waren es, die mich betrunken gemacht hatten. Ihr hattet mir auch damals das Geld gestohlen." Die Thränen waren ihr nahe. Sie lehnte sich gegen die Wand, an derselben Stelle, wo sie bereits einmal heute gestanden hatte.

Plötzlich änderte er seinen Ton. „Komm doch mit," bat er leise, fast flehend. „Du wirst keine Ruhe und kein Glück in diesem Hause haben. Draußen bist Du frei und kannst machen, was Du willst . . . Hier wird man eine Christin aus Dir machen, dann wirst Du fromme Lieder singen müssen. Das ist auch etwas Rechtes! Fett wirst Du dabei nicht werden . . . Du weißt doch, wie gern ich Dich immer gehabt habe. Komm nur! Wir reißen aus, mein liebes Schäfchen."

Er schritt auf sie zu. In dem Dämmerlicht funkelten seine Augen wie die einer Katze.

„Rühr' mich nicht an. Ich sage Dir, ich schreie Ein- für allemal: ich bleibe. Ich habe nichts mehr mit euch gemein!"

Sie schritt noch mehr in den Hintergrund, immer die Augen voller Furcht und Abscheu auf ihn gerichtet.

„Nun, meinetwegen. Man wird Dich schon zwingen. Art läßt nicht von Art! Du weißt wohl noch gar nicht, daß Du das uneheliche Kind eines Predigers bist? Vater hat es uns heute erst gesagt. Deshalb sehen Dir auch so Viele die Jüdin nicht an. Wie die Mutter, so die Tochter. Ich gratulire."

Die Röthe aus Josepha's Gesicht war gewichen. Ihre Wangen erschienen fast blutleer. Die Ueberraschung bannte ihr die Worte. Sie wußte, daß dieser Bursche dort der größten Lüge fähig war, aber das, was er soeben gesagt hatte, klang so wenig nach dem, was sich ein Mensch auszudenken vermochte, daß sie von der Wahrheit überzeugt war. Völlig verblüfft blickte sie ihn an, während er sich an ihrem Aussehen weidete. Der Schreck hatte ihr fast die Glieder gelähmt.

Selten hatte ihre Mutter zu ihr von ihrem Vater gesprochen. Und als sie einmal nach ihm gefragt hatte, erfuhr sie, daß er gleich nach ihrer Geburt gestorben sei. In ihren kindlichen Vorstellungen erschien er ihr in hundert verschiedenen Gestalten, und wenn sie bei ihren Wanderungen einen hübschen Mann sah, der ihr besonders gefiel, so dachte sie bei sich: So könnte Dein Vater ausgesehen haben.

Ein Prediger! Merkwürdig, wie gern sie von jeher die Kirchen gehabt hatte und wie wundersam ihr

immer das Läuten der Glocken erklungen war. Und erst jene verwitterte Hundertjährige dort drüben! Saß sie auf der Steintreppe, so mußte sie immer auf's Neue ihren Blick dem heiligen Gebäude zuwenden. Sie konnte noch so entfernt und ermüdet sein — immer zog es sie nach dort, zu jenem Winkel, wo das Schweigen eines Friedhofs herrschte. Und wenn von der Parochialkirche das Glockenspiel erklang und der Wind deutlich das „Jesus meine Zuversicht" herüber trug, so erhob sie den Blick unwillkürlich zum Himmel, faltete die Hände und lauschte voller Andacht, bis der letzte Ton verklungen war.

Alles das durchzuckte sie während Sekunden. In dem ungeheuren Taumel, in welchem sie sich plötzlich befand, stürmten diese Eindrücke rasend schnell auf sie ein. Fast hätte sie die Besinnung verloren. Im Augenblick war ihr Alles gleich: ihr Schicksal, das ganze Haus, der Pastor, der Bursche dort, und selbst die Kleinen daheim. Sie sehnte sich nur nach einer Stelle, wo sie sich niederlassen könne, um mutterseelenallein mit ihren Gedanken, die Hände gegen die heiße Stirn zu drücken.

Die Stimme des Pastors wurde laut. Nun fand sie die Kraft hinweg zu wanken und hinter der Thüre zu verschwinden, durch welche sie gekommen war.

Julius wurde wieder sichtbar, gefolgt von dem

Küchenmädchen, welches ein Paar Stiefel trug. Hinter Beiden zeigte sich Claudine.

„Hier, mein Sohn. Nun kannst Du gehen.“

Der Pastor ließ sich herab, Jannusch mit den Fingerspitzen die Hand zu drücken, worüber dieser so gerührt wurde, daß er auf des Wohlthäters Rechte einen Kuß drückte.

„Ei, die sind aber derbe, damit werde ich Staat machen. Tausend Dank dafür. Adieu, Herr Pastor, adieu, meine Damen, adieu, adieu.“

Er drückte die Stiefel fest gegen die linke Hosentasche, verneigte sich mehrfach gegen Julius, gegen das Mädchen, gegen Claudine, und stürmte, gefolgt von den Blicken des Pastors, immer seitwärts gehend, von dannen.

Diese geduckte Haltung veränderte er nicht, so lange er sich in der Gasse befand. Erst als er um die nächste Ecke gebogen war, erhob er sich keck und gerade und zog an seinem Rock, um die Falten weniger auffällig erscheinen zu lassen. Vor dem Schaufenster eines Modewaarenhändlers blieb er stehen, um sich gehörig zu bespiegeln. Das dauerte einige Minuten. Als er sah, daß der Hut gut saß und die Cravatte noch nicht ihren Halt verloren hatte, fühlte er sich so weit befriedigt, um weiter zu marschiren. Dann betrachtete er wohlgefällig den Thaler, den er noch immer krampfhaft in der linken Hand hielt. Schließlich las

er auch die Jahreszahl, wobei er lebhaft bedauerte, daß es kein Sterbethaler von Sechzig sei. Dann buchstabirte er noch zum Ueberfluß die ganze Aufschrift: Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Einige Augenblicke überlegte er reiflich. Die Stiefel genirten ihn. Er schritt über den Damm und bog rechts in die Parochialstraße ein. Diese enge, Jahrhunderte alte Gasse wurde seit undenklichen Zeiten von einem Heer von Schuhmachern bevölkert, die im Erdgewölbe, Haus neben Haus, bei offener Thüre ihre Sohlenleder klopften. Was der berühmte Mühlendamm für abgelegte Kleider, das war diese ehrwürdige Gasse für unbrauchbar gewordenes Schuhwerk. Die größten Kunststücke wurden fertig gebracht. Es waren größtentheils kleine Leute, die hier ihren Bedarf deckten; aber auch mancher arme Musensohn drückte sich in der Dämmerung an den Häusern entlang, um gegen geringes Entgeld seinen unteren Menschen umzuwandeln.

Vor dem dritten Hause der rechten Seite machte Jannusch Halt und schritt die eine Stufe zum Gewölbe hinab.

„Guten Tag, Meister Kubisch,“ sagte er beim Eintreten, während er sich bückte, um mit den an der Decke hängenden Stiefeln nicht in Berührung zu kommen.

Ganz im Hintergrunde brennte eine kleine Lampe, die das Gesicht eines alten Mannes beleuchtete, der

soeben im Begiff war, an einem kleinen Tische sein Mittagsmahl einzunehmen. Die große Brille hatte er dabei auf die Stirn gerückt, was ihm einen komischen Anstrich gab; als er sich erhob, fiel sie sofort durch eine Bewegung des Kopfes auf die Nase. Er warf die Kartoffel, die er abzupellen im Begriff war, wieder in die Schüssel zurück und wischte die Hände an der Schürze ab. Dann trat er in den Vordergrund.

„Ei, Herr Jannusch. Guten Tag! Sie waren lange nicht bei mir. Was bringen Sie mir Schönes?“ erwiderte er, nachdem er ihn genau betrachtet hatte. „Nehmen Sie doch Platz. In dieser Bude kann man nicht lange stehen.“

Er reichte ihm die Hand, warf einiges Schuhwerk von einem Holzstuhl und stellte ihm diesen zur Verfügung.

„Wir wollen ein Geschäft machen, Meister Kubisch.“

„Das hoffe ich. Aber erst nehmen wir ein Prieschen, nicht wahr? Hier, ganz frisch gefüllt . . . Ob wohl dieses Sauwetter ein Ende nehmen wird? Wir müssen ein trockenes Wetter haben, wenn wir etwas verdienen wollen. Bei der Nässe schonen alle Menschen ihr Schuhwerk.“

Er hatte sich auf seinen dreibeinigen Schemmel niedergelassen, langte hinter dem Brustlatz der Schürze eine mächtige Dose hervor und reichte sie nun dem

Kunden dar. Sein Gesicht hatte sehr charakteristische Züge. Zwei große Warzen auf jeder Wange nahmen sich sehr originell aus. Struppiges Haar wie das eines russischen Kosaken, strebte zur Decke, und ein mächtiger grauer Bart fiel über die Brust. Diesen Bart schien er besonders lieb zu haben, denn während er sprach glättete ihn die rechte Hand fortwährend mit großer Zärtlichkeit.

„Ich möchte Ihnen diese Stiefel abgeben und dafür ein Paar passende Wiener haben: Sie wissen doch . . . ich meine Schnabelschuhe.“

„Ja, ja. Die feinen Leute wollen jetzt immer Schnabelschuhe tragen. Das ist auch so eine vertrakte Mode! Wissen Sie, Herr Jannusch, ich bin siebenundvierzig Jahre Schuster, aber daß d a s noch einmal kommen würde, hätte ich nicht gedacht . . . Früher konnte man die Absätze nicht hoch genug machen . . . Und heute diese Spreekähne . . .“

„Ja, man muß immer die Mode mitmachen,“ warf August ein. „Was ein Cavalier ist, muß immer Schnabelschuhe tragen . . . Was meinen Sie wohl, Meister Kubisch, wer diese Stiefel vorher getragen hat?“ fuhr er gleich fort, als er sah, daß der Alte das Geschenk des Pastors sehr aufmerksam von allen Seiten prüfte.

„Sie sind sehr gut erhalten, auch tüchtig gearbeitet,“ gab der Schuhmacher zurück. „Für Sie sind

sie viel zu groß. Ich habe mich immer gewundert, was für einen kleinen Fuß Sie haben."

August fühlte sich sehr geschmeichelt und lächelte. „Gerade eben deshalb kann ich sie nicht gebrauchen. Leider, leider! . . . Denken Sie sich nur — diese Stiefel hat ein berühmter Mann getragen, ein Pastor, ein wirklicher Pastor, der obendrein noch mein Onkel ist."

„Ei, Sie haben einen Onkel, der Pastor ist? Das habe ich noch gar nicht gewußt."

„Ja, da draußen in der Provinz. Er war hier zum Besuch . . . Wissen Sie, er ist sehr knickrig, aber predigen kann er, daß dem lieben Gott Angst werden muß . . ."

„Ja, das thun die Herren immer, die am geizigsten sind . . . Wissen Sie, man sollte es nicht glauben, Herr Jannusch — aber wenn ich jetzt diese Stiefel betrachte, so erscheinen sie mir in einem ganz anderen Lichte. Die Sachen kommen einem gleich viel heiliger und werthvoller vor, wenn man erfährt, daß große Menschen sie getragen haben."

„Gewiß, das ist so, Herr Kubisch. Deshalb habe ich Ihnen auch gleich gesagt, von wem diese Stiefel stammen."

„Ei, so meine ich das nicht, Herr Jannusch. Ich gebe keinen Pfifferling mehr, als meine Taxe ist. Aber ich meine so in Gedanken, so zu sagen im Geiste. Da

gelten mir die Dinge viel mehr. Im Grunde genommen bleibt doch Leder immer Leder. Die Hauptsache für mich ist, daß Oberleder und Gummizug noch etwas taugen . . . Sagen Sie doch, Herr Jannusch," fiel er plötzlich ein, „werden Sie auch Theologie studiren, wie Ihr Onkel? Sie sagten es mir doch . . . Wenn ich Sie so ansehe, haben Sie viel von einem künftigen Kandidaten an sich."

August galt hier keineswegs als das, was er eigentlich war. So oft er hier aufgetaucht war, hatte er sich als etwas Besseres ausgegeben, als einen Gymnasiasten, der durch besondere Umstände gezwungen sei, in dieser elenden Gasse seine Einkäufe zu machen. Diese Großmannssucht war ihm förmlich angeboren. Und da er überdies ein gewitzter Berliner war, der alles mit Leichtigkeit erfaßt und an der Einbildung litt, er könnte mit Recht viel mehr vorstellen, als er wirklich war, so verstand er es, sich schnell in jede Rolle hinein zu leben.

„Sie meinen Pfaffe werden, Meister?"

„Wenn Sie es so nennen wollen, Herr Jannusch, gewiß. Pfaffe klingt etwas hart. Man denkt da gleich immer an die Dompfaffen, die oben auf den Kirchthürmen hausen . . . Aber Sie hätten doch dann viele Freitische."

„Ja, das ist gewiß. Aber man soll sich auch daran gründlich den Magen verderben. Ich werde mir die

Sache noch überlegen . . . Wissen Sie, was ich am liebsten werden möchte?"

„Sie machen mich neugierig, Herr Jannusch . . . Bitte, wollen Sie einmal diese hier probiren?"

Kubisch hatte sich mittlerweile von seinem Platze erhoben, um ein Paar passende Schuhe hervor zu suchen. Während Jannusch musterte und probte, fuhr er fort: „Offizier möchte ich werden . . . . Diese scheinen wirklich etwas besser zu sitzen."

„Treten Sie nur ordentlich auf, damit der Fuß nach vorn kommt . . . . . . Also Offizier. Ei, ei, das glaube ich wohl. Womöglich bei der Kavallerie zu Pferde . . . Geht's? Sonst probiren Sie einmal die hier. Die hat ein Schauspieler nur ein paar Tage getragen."

„Ein Schauspieler? Zeigen Sie einmal her! Aeh, etwas eng, aber es wird schon gehen."

„Ja, der Kerl hat 'n kleinen Fuß wie 'n Gesandter. Warten Sie, warten Sie! Am Ende streue ich etwas Pulver hinein. Wenn Sie erst eine Weile laufen, dann geht's schon."

Während Jannusch sich bemühte, endlich zum Ziele zu gelangen, begann er auf's Neue: „Natürlich bei der Kavallerie. Immer zu Pferde, damit man die Andern laufen sieht. Und wissen Sie, wenn's damit nichts wäre, dann möchte ich wohl Koch beim Fürsten Bismarck werden . . . So, jetzt sitzt der Rechte auch."

„Wie angegossen, Herr Jannusch! Damit können Sie wahrhaftig im feinsten Ballsaal erscheinen . . . Aber sagen Sie — weshalb wollen Sie gerade Koch beim Fürsten Bismarck werden? Was Sie auch immer für Gedanken haben!“

„Ja, sehen Sie, Meister Kubisch, da könnte ich dem Bismarck manchmal die Suppe verderben. Vater sagt immer, man müsse dem Bismarck in die Suppe spucken, denn er habe an Allem Schuld.“

„Wie böse Sie sprechen können, Herr Jannusch! Wenn das Jemand hörte! Sie sollten derartige Witze für sich behalten. Wenn ich bedenke, daß Sie ein studirter Mann werden wollen!“

„So. Jetzt bitte ich aber auch, die Wichse nicht zu sparen. Etwas recht blank.“

Er stampfte noch einige Male mit den Füßen gehörig auf und spazierte dann sehr vergnügt durch den engen Raum.

„Gewiß, Herr Jannusch. Setzen Sie nur den Fuß hier auf den Schemmel . . . Aber sagen Sie, Sie sprachen soeben von einem Vater. Sie theilten mir doch vor einiger Zeit mit, daß Sie gar keine Eltern mehr besäßen, sondern hier bei Verwandten lebten,“ fuhr er fort, während er sich mit den Knieen auf die Diele niedergelassen hatte und emsig bürstete.

„So? Habe ich Ihnen das wirklich gesagt? Ich meinte ja auch nur meinen Wirth. Wir nennen ihn

alle Vater . . . Bitte, davorn müssen Sie noch einmal schmieren.“

„Ja, da ist noch eine Stelle . . . So haben Sie das also gemeint. Dann bitte ich um Entschuldigung . . . Nun werden Sie wohl zufrieden sein, das glänzt wie Speck.“

Kubisch war fertig mit seiner Arbeit, und Beide begannen nun das Geschäft zu erledigen. Der Meister wollte sich mit einer Nachzahlung von drei Mark zufrieden geben.

„Was?!“ schrie Jannusch plötzlich sehr laut. „Drei ganze Mark wollen Sie noch haben? Daran habe ich gar nicht gedacht. Betrachten Sie doch die Stiefel dort, sie haben den doppelten Werth wie diese Schuhe, die kaum über die Knöchel reichen. Außerdem bedenken Sie doch — ein Pastor hat sie getragen! Ein Pastor wie mein Onkel pflegt nur die theuersten Sachen zu tragen. Er ist nur zweimal nach der Kirche damit gegangen und einmal zu einem Begräbniß. Das sieht man ja auch schon an den Sohlen . . . Ich bitte Sie, wenn man Stiefel nur dreimal angehabt hat! Ich weiß bestimmt, Sie schlagen noch acht Mark heraus. Nähen Sie nur neue Strippen an. Das fällt in's Auge.“

„Nein, nein, es geht nicht. Sie sind immer aus einem billigen Ort.“

„Aber so haben Sie doch Einsehen! Sie ver-

dienen so wie so schon hundert Prozent ... Drei ganze Mark! Ist es möglich!"

Er that ganz entrüstet und kokettirte zum Ueberfluß mit dem harten Thaler in der Hand, um zu zeigen, daß er wohl im Stande sei, diese Kleinigkeit zu bezahlen. Plötzlich langte er in die Tasche und holte die Figur hervor.

„Sehen Sie sich einmal diese Figur an, Meister Kubisch. Was halten Sie von dieser Figur?" sagte er gelassen, als hätte er sich mit der Forderung beruhigt und betrachtete den Streit für beendet. Er hatte sich wieder gesetzt und drehte den Gegenstand mit erhobener Hand nach allen Seiten. „Sie verstehen doch etwas von Kunst?" fügte er hinzu. „Aber weshalb sollten Sie auch nicht! So ein erfahrener Mann, wie Sie ... Wissen Sie, daß man Sie für einen Künstler halten könnte, wenn man nicht wüßte, was Sie eigentlich treiben?"

„Meinen Sie wirklich, Herr Jannusch? Ja, wer weiß, was geworden wäre, wenn man so die Mittel dazu gehabt hätte ... Eine schöne Figur, das muß man sagen!"

„Und von großem Werthe, was die Hauptsache ist Was meinen Sie wohl, was das für ein berühmtes Kunstwerk ist? Ich bin überzeugt, daß in unseren Museen etwas Aehnliches gar nicht vorhanden ist. So etwas findet sich nicht alle Tage."

Kubisch hatte sich wieder auf seinen Schemel niedergelassen und betrachtete die Figur von allen Seiten. Der Regen hatte aufs Neue begonnen und klatschte in gleichmäßigen Tropfen auf das Trottoir hernieder. Da das Gewölbe sich dadurch noch mehr verdunkelt hatte, so holte der Meister die kleine Lampe herbei und stellte sie auf seinen Werktisch.

„Wie fein das alles gemacht ist! Sehen Sie nur die Augen, die Nase und den Mund," sagte er hintereinander . . . Woher haben Sie denn das Ding?"

„Es ist ebenfalls ein Geschenk von meinem Onkel, dem Pastor, der es von meinem Vater erhalten hatte. Ich habe mich schon in größter Noth befunden, aber glauben Sie wohl, ich hätte es fertig bekommen, dieses Meisterwerk zu verkaufen? Und doch muß ich es thun."

„Müssen es thun, Herr Jannusch, wirklich? . . . Wollen Sie mir gefälligst später — so beim Vorübergehen — einmal erzählen, wie viel Sie dafür bekommen haben? Sie haben mich sehr neugierig gemacht."

„Ich will Ihnen etwas sagen," platzte Jannusch hervor, „nehmen Sie das Ding, geben Sie mir sechs Mark und dann sind wir quitt."

„Um Himmelswillen, Herr Jannusch! Was für ein Leichtsinn von Ihnen."

„Es ist nur, weil es mir unangenehm ist, überall

herum zu laufen. Besinnen Sie sich nicht lange. Ich gebrauche Geld.“

„Nein, nein, Herr Jannusch. Da müssen Sie an die richtige Stelle gehen. Uebrigens mache ich solche Geschäfte nicht, wie Sie wissen.“

„Nun, so geben Sie fünf Mark. Wenn meine Verlegenheit nicht zu groß wäre, ich würde das Zehnfache herausschlagen.“

Kubisch schien plötzlich mißtrauisch zu werden. Wenigstens ging das aus dem Blick hervor, mit dem er sein Gegenüber nun betrachtete. Außerdem begann er mit dem Knöchel des rechten Zeigefingers an der Figur herum zu klopfen, als hätte er einen kupfernen Kessel zu prüfen.

Während dieser Beschäftigung betrat ein langer, etwas abgerissen aussehender Mensch mit einem lauten ‚Guten Tag‘ den Laden und ließ sich ungenirt auf eine Art Küchenbank, die links vom Eingange stand, nieder. Jedenfalls Jemand, der etwas kaufen wollte. Nach dem Gesicht zu urtheilen, war er noch jung, aber die Wangen waren eingefallen, als hätte er erst kürzlich eine Krankheit überstanden; trotzdem waren sie unnatürlich geröthet. Ein spärlicher, röthlich blonder Bart wucherte am Kinn. Als er den Hut abgenommen hatte, zeigte sich üppiges Haar von derselben Färbung, welches in der Mitte sorgfältig gescheitelt war. Man sah auf den ersten Blick, daß man es hier mit einem

heruntergekommenen Individuum der besseren Kreise zu thun habe.

Kubisch bat ihn, sich auf einige Augenblicke zu gedulden, worauf der Fremde seinerseits mit etwas schwerer Zunge die Bitte äußerte, sich nicht stören zu lassen; er hätte Zeit.

Der Meister und Jannusch nahmen eine Weile gar keine Notiz von ihm, sondern unterhielten sich darüber, was die Figur wohl vorstellen könne. Irgend ein Frommer mußte es sein; darüber waren sie einig.

„Meinen Sie, daß es der Apostel Paulus ist?“ fragte Jannusch. „Wenn er es wäre, könnten sie wirklich sechs Mark geben. Denn Paulus soll einer von den guten Aposteln gewesen sein. Das ist mir noch in der Erinnerung.“

„Nein, der Apostel Paulus hat einen ganz anderen Bart getragen. Das weiß ich ganz bestimmt! Aber warten Sie einmal . . . es kann Johannes der Täufer sein.“

„Aber ich bitte Sie, Johannes der Täufer!“ fiel Jannusch lebhaft ein. „Dann hätte er doch Aehnlichkeit mit Christus. Johannes soll Aehnlichkeit mit Christus gehabt haben.“

Den Fremden schien das Gespräch lebhaft zu interessiren, denn er rückte plötzlich mit seiner Bank

dicht bis an den Schustertisch heran, sodaß die Beiden verwundert aufblickten.

„Dann ist es am Ende der Evangelist Lucas," begann der Meister wieder. „Ja, ja, der wird es sein. Ich glaube sein Portrait schon einmal gesehen zu haben . . . Uebrigens könnte man ihn auch für Nikodemus halten, der Christus bei Nacht besucht hat."

Sie stritten noch eine Weile, bis Kubisch etwas ärgerlich sagte: „Sie sollten Ihre Heiligen auch besser kennen, Herr Jannusch, wenn Sie Theologie studiren wollen."

Der Fremde hatte bereits mehrmals laut vor sich hin gelacht. Wenn Jannusch ihn zufälliger Weise ansah, so kniff er das linke Auge zu, als wollte er sagen: Du scheinst mir auch der Rechte zu sein. Augenscheinlich amüsirte er sich über die gegenseitigen Räthselaufgaben. Nach den letzten Worten mischte er sich unverfroren in die Unterhaltung, indem er sich an August wandte: „Sie wollen Theologie studiren? Sie sollten diese Dummheit nicht begehen, junger Mann."

„Sehen Sie, ich habe es Ihnen immer gesagt," fiel Kubisch ein.

„Sintemalen die Theologen die größten Hornochsen sind, die es auf dieser undankbaren Welt giebt," fuhr der Fremde unbeirrt fort, wobei es sich herausstellte, daß er bereits Schnaps genossen hatte. „Wissen Sie, was eine Kirche ist? Ich will es Ihnen sagen. Eine

Kirche ist ein Gebäude, welches Platz einnimmt. Das können weder die Logiker, noch sämmtliche Kirchenväter bestreiten, einschließlich der gelehrten Herren Athanasius, Chrysostomus, Aquino und wie sie sonst noch alle heißen mögen. Ganz abgesehen von den Herren Staatsanwälten, die bekanntlich das Gras wachsen hören . . . Richtet euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Thaten, lautet das ungeschriebene Wort des Evangeliums. Und das ist die Kirche . . . Sagen Sie 'mal meine Herren, es steht doch fest: Christus soll Gottes Sohn gewesen sein. Er hing am Kreuze und rief: Mein Gott, warum hast du mich verlassen. Aber Gott kam nicht, um ihm zu helfen. Hatte er nicht einen Rabenvater? . . . Denn wer sein Kind lieb hat, der rettet es vom Tode . . . Mein Name ist Candidat Bläsel, wenn Sie erlauben. Dietrich Oskar Bläsel."

Kubisch und Jannusch waren „paff." Die Gelehrsamkeit, die sie in diesem Herrn nicht vermutheten, machte sie auf einige Augenblicke sprachlos. Sie erhoben sich fast gleichzeitig und verbeugten sich sehr artig, während Jannusch ebenfalls seinen Namen nannte. Plötzlich nahm Bläsel die Figur und sagte: „Wissen Sie, wer das ist? Das ist der heilige Crispinus, der Schutzpatron der Schuster. Sie sollten die Figur kaufen."

„Ei, der den Reichen das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen," fiel Kubisch lebhaft ein.

„Ganz recht. Sehen Sie nur — er hat das Stück Leder sogar in der Hand.“

In der That hielt der unbekannte Heilige etwas mit seinen Fingern umklammert, woraus nicht ganz ersichtlich war, ob es ein Buch oder eine Tafel vorstellen sollte. Jedenfalls war Kubisch fest überzeugt, es mit dem heiligen Crispinus zu thun zu haben. Diesen Schutzgeist hatte er sich schon längst in irgend einer Form gewünscht. Ueberdies mußte dieser augenscheinlich studirte Herr Candidat besser Bescheid wissen, als der zukünftige Herr Student. Und da Jannusch plötzlich sehr energisch auf ihn einredete, er möge diesen werthvollen Crispinus entweder für sechs Mark nehmen, oder ihm die Stiefel creditiren, so ließ er sich wirklich herbei, seinen Lederbeutel aufzuthun und zwei harte Thaler auf den Tisch zu legen, welche Jannusch nicht lange liegen ließ. Er hätte vor Freude diesen alten Dummkopf küssen mögen.

Er wartete noch so lange, bis der Herr Candidat sein Geschäft abgewickelt hatte. Seit langer Zeit hatte er nicht solche Ehrfurcht empfunden, wie jetzt vor diesem Menschen, der zur richtigen Zeit geholfen hatte, diesen Graukopf zu übertölpeln.

Nach zehn Minuten verließen die Beiden den Laden, jeder innerlich zufrieden, bei diesem schlechten Wetter trockenen Fußes dahin stolziren zu können.

Jannusch kaufte sofort an der nächsten Ecke russische

Cigaretten, wobei er sich dem Commis gegenüber sehr von oben herab zeigte, als er nicht schnell genug bedient wurde. Wieder auf der Straße, reichte er dem Genossen sehr höflich die Schachtel hin.

„Nun werden Sie auch ein paar Glas Bier zum Besten geben,“ sagte Bläsel gemüthlich, als wären Beide längst befreundet. „Sie haben ein feines Geschäft gemacht.“

„Sagen Sie, war das wirklich der heilige Crispinus?“ fragte Jannusch.

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, es war der liebe Gott. Wer kann diese Heiligen alle kennen. Aber denken wir es wäre so. Die Einbildung allein macht glücklich.“

Jannusch lachte laut über den ‚gelungenen Scherz.‘ Unwillkürlich hatten sie sich der Kirchengasse genähert, wo Konrad wohnte. Jannusch wollte sie passiren, aber Bläsel hielt ihn zurück.

„Lassen Sie uns lieber hier entlang gehen,“ sagte er. „In dieser Gasse habe ich einmal eine goldene Uhr mit Kette verloren. Damals war ich noch nicht so versumpft, wie heute.“

„Eine goldene Uhr mit Kette, sagen Sie?“ Jannusch starrte ihn wie ein Wunderthier an. „Und die haben Sie nicht wieder gefunden?“

„Nein, trotzdem ich es gleich bekannt gemacht hatte. Es hatte sich Niemand gemeldet.“

Jannusch kraute sich ganz verlegen hinter dem Ohr.

„Uebrigens habe ich da oben ein ganzes Jahr lang gewohnt. Beim Kirchendiener Brennerlein. Sehen Sie — — die drei Fenster dort.“

„Sie — dort oben?“ Jannusch war jetzt auf das Höchste betroffen.

„Ja. Ich wollte nämlich 'mal Prediger werden. Ich werde Ihnen davon erzählen.“

„Und ich will Ihnen berichten, was ich gestern Abend dort erlebt habe. Kommen Sie nur, dort drüben ist eine fidele Kneipe.“

Sie schritten Arm in Arm über den Platz, einem alten, unansehnlichen Hause zu, hinter dessen Thür sie verschwanden.

Neuntes Kapitel.

Als Konrad Julius verlassen hatte, begab er sich zu seinem Vater. Das alte Predigerhaus machte einen sehr netten Eindruck; es lag zwar etwas versteckt hinter der Kirche, dafür aber genossen seine Bewohner um so größere Ruhe. Inmitten der kleinen windschiefen Häuser mit ihren niedrigen simplen Verkaufsläden der Kleinmeister, machte es einen fast vornehmen Eindruck. Ein alter Lindenbaum, an dem die neue Zeit Barmherzigkeit geübt hatte, streckte seine jetzt kahlen Zweige bis zum Dachsims empor und gab diesem Häuser-Stillleben ein gewisses idyllisches Gepräge.

Ueberhaupt nahm die Umgebung dieses Gotteshauses sich sehr vortheilhaft aus im Gegensatze zu derjenigen der Martha-Kirche. Dort war alles eintönig, schwarz und verwittert: die Jahrhunderte redeten ihre Sprache, die Vergangenheit erschien unangetastet. Hier hatte das neue Leben sich mit dem alten vermischt: es sah freundlicher und bunter aus; Sorgfalt und Sauberkeit waren unverkennbar. Rasenflächen, die von Wegen durchkreuzt wurden, umliefen den hinteren Theil, wo

die Sakristei lag; Gruppen von Sträuchern und Bäumchen standen in ihrer Mitte und zu Seiten der Portale. Und auch die Kirche prunkte und glänzte; ihre Mauern waren wohlerhaltener, gleichsam vom Firniß der Gegenwart überzogen, und der Doppelthurm reckte seine Hälse jugendfrischer zum Himmel.

Konrad stieg die Treppe zum oberen Stockwerk empor, vorüber bei der Thür des Erdgeschosses, die zur Wohnung des zweiten Predigers führte. Während er immer zwei Stufen auf einmal nahm, konnte er sich eines gewissen Gefühls der Rührung nicht entwehren. Im Geiste versetzte er sich in jene Zeit zurück, wo er, die Schulbücher unter dem Arm, so oft leichten Sinnes denselben Weg genommen hatte. Mitten auf der Treppe blieb er stehen. In der Wand rechts befand sich eine Nische. Irgend eine Figur mußte vor undenklichen Zeiten in ihr gestanden haben, denn man konnte noch die Vertiefung sehen, wo der Sockel eingemauert gewesen war. So lange er sich erinnern konnte, war diese Nische leer gewesen. Als Schuljunge hatte er sie oft als Versteck benutzt, um seine Schwester, wenn sie an ihm vorüber ging, zu erschrecken.

An diese Nische knüpfte sich eine Erinnerung, die heute noch frisch in seinem Gedächtniß war. An einem Sommer-Nachmittag bei beginnender Dämmerung stand er mit mehreren Spielgefährten auf der Treppe. Ein lang aufgeschossener, witziger Bursche hatte sich in die

Nische gestellt und predigte; er versuchte in grotesker Manier Konrads Vater nachzuahmen. Das geschah so überaus komisch, daß Alle laut lachten und auch Konrad mit fortgerissen wurde.

Plötzlich erschien unten auf der Treppe der Pastor und sah dem Spiele eine Weile unbemerkt zu. Als er dann nach seiner Gewohnheit, den Hut in der Hand, langsam empor stieg, stob die Schaar verblüfft und beschämt auseinander. „Hier geblieben! Niemand rühre sich von der Stelle!“ rief er laut, als spräche er in das Schiff der Kirche hinein. Dann faßte er in die Tasche und sagte zu dem jugendlichen Prediger: „Hier hast Du einen Groschen. Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht. Und weil mein Sohn sich so gut dabei amüsirt hat, soll er zwei Groschen haben.“ Er nickte den Uebrigen freundlich zu und schritt weiter. Konrad wagte nicht, seinen Vater anzublicken. Zitternd an allen Gliedern lehnte er gegen das Geländer. Die Geldstücke brannten ihm gleich Feuer in der Hand; dann kam ihm das Verwerfliche seiner Handlungsweise zum Bewußtsein. Mit einem Ruck machte er dem Spötter einen krummen Buckel und begann ihn gehörig zu bearbeiten. Im Augenblick kam er sich wie Simson vor, der die Philister mit Eselskinnbacken schlug; denn auch die Uebrigen hatten sehr eindringlich unter seinen Händen zu leiden. Zum Schluß jagte er sie Alle zum Tempel hinaus. Nach drei

Minuten lag er seinem Vater zu Füßen und bat unter Thränen um Verzeihung. Niemals mehr würde er etwas derartiges dulden. Zufälliger Weise kam die Mutter hinzu; sie wurde so gerührt durch die Worte ihres Jüngsten, daß ihr ebenfalls die Augen feucht wurden. Der Pastor hob seinen Sohn sanft auf und küßte ihn schweigend auf den Mund.

In dieser Minute stand Konrad jene Scene so deutlich vor Augen, daß er die Gesichter der jungen Spielkameraden leibhaftig vor sich zu sehen glaubte. Ja, im Dunkel der Nische vermeinte er das blasse Gesicht seines Mitschülers vom „grauen Kloster,“ des lang aufgeschossenen Oskar Bläsel, zu sehen. Er war der Sohn eines begüterten Landpfarrers und befand sich bei einem Amtsbruder des alten Baldus in Pension. Sein Vater wollte durchaus einen braven Geistlichen aus ihm machen. Später, als Bläsel nach Gießen gegangen war, um wirklich Theologie zu studiren, hatte er nur wenig über ihn erfahren; umsomehr aber neuerdings von Frau Brennerlein.

Er hatte die letzte Stufe erreicht und wollte gerade an der Klingel ziehen, als hinter der Thür die Stimme seiner Schwester laut wurde: „Aber so bleiben Sie doch noch, Herr Pfarrer, mein Bruder wird ganz bestimmt kommen.“ Darauf sagte sein Vater: „Aber lieber Bläsel, Sie werden doch noch nicht — —? Konrad hat fest versprochen . . . Da ist er schon!“

Doktor Baldus hatte nämlich in diesem Augenblick die Thürglocke in Bewegung gesetzt; nach einer Minute hatte er Vater und Schwester in seine Arme geschlossen. Ueber Hedwigs Wangen liefen helle Thränen der Freude. Sie war nur drei Jahre jünger als Konrad, hatte aber noch sehr wenig von einer alten Jungfer an sich. Im Gegentheil — sie hatte sich vortrefflich gehalten. Die Frische ihres ovalen Gesichts, ein launiger Ausdruck, der fortwährend um ihre Mundwinkel schwebte, machten sie dem Auge viel jünger; je älter sie wurde, je mehr schien sie sich zu ihren Gunsten zu entwickeln. Konrad äußerte sein Erstaunen darüber.

„Das macht, weil ich so viel lache und singe," sagte sie heiter, wobei die gut erhaltenen Zähne zum Vorschein kamen.

„Also immer noch die alte Hausnachtigall," bemerkte er weiter, während er sie an den Ohren fest hielt und ihr in die hellen Augen blickte.

„Ja, sie trillert den ganzen Tag umher," fiel der Vater ein. „Ob's nun im Keller ist, in der Küche oder am Klavier — die Lerche steigt immer."

„Seien Sie glücklich, lieber Herr Bruder, daß Sie bei Ihren alten Tagen noch diese Musik zu hören bekommen. Böse Menschen haben keine Lieder," ließ sich eine tiefe Baßstimme vernehmen.

„Ei, Herr Pfarrer, Sie können aber schöne Komplimente sagen," sagte Hedwig lachend. „Dafür sollen

Sie auch von mir bei Tisch am besten behandelt werden. Denn es ist doch wohl nun keine Frage mehr, daß Sie uns die Ehre schenken werden . . .“

Der Landpfarrer Ulrich Bläsel war ein kleiner, rund gebauter Herr in der Mitte der Sechsziger. Das zinnoberrothe, wohlgenährte Gesicht mit der breiten, vielversprechenden Nase und den kleinen, fast kugelrunden Augen, die sich lebhaft hin und her bewegten, zeigte außer vielem Behagen und großer Gutmüthigkeit die Liebe zu einer gesunden Kost und einem kräftigen Trank. Dichtes, fast schwarzes Haar, das kurz gestutzt, dem Oberhaupt etwas bürstenartiges gab, erhöhte den kernigen Eindruck dieses würdigen Mannes um ein Bedeutendes.

Er schien der Zeit ein Schnippchen geschlagen zu haben. Was seine Kleidung betraf, so war sie die gewöhnliche der Dorfgeistlichen, die schon durch ihre Umgebung gezwungen sind, der Mode aus dem Wege zu gehen: dunkle, bis zur Binde reichende Weste und langer, schwarzer Rock, der den mächtigen Bauch fest und liebevoll umschloß; über den zwei untersten, geschlossenen Knöpfen wurde eine unmoderne goldene, Panzerkette sichtbar, auf deren breitem Schieber eine weiß emaillirte Taube glänzte. Eine besondere Angewohnheit das Landpfarrers war es, die silberne Schnupftabaksdose und rothseidenes Taschentuch in der linken Hand zu halten, um sich jede Armbewegung so viel als möglich zu ersparen.

Ulrich Bläsel hatte eine sehr trübe Mission nach Berlin getrieben: die Sorge um seinen leichtsinnigen, dem Verderben nahen Sohne. Seit einem Jahre hatte er nur das Schlimmste von ihm vernommen; dann war auf Monate hinaus jede Spur verschwunden. Vor drei Tagen hatte er erfahren, daß der Taugenichts in der Charitee läge. Das war ihm sehr zu Herzen gegangen. Kurz entschlossen hatte er sich von der Gemeinde Urlaub erbeten und war nach Berlin gedampft, um an Oskar zu retten, was der Rettung werth gewesen wäre. Da er hier so gut wie unbekannt war, zu dem alten Baldus aber alte freundschaftliche Beziehung hatte, so war er vor einer Stunde ganz unerwartet aufgetaucht, um sich Rath zu holen.

Er war nicht allein gekommen, sondern hatte eine Nichte mitgebracht, die einzige Tochter seiner verstorbenen Schwester, welche er vor mehreren Jahren nach dem Tode der Eltern zu sich genommen hatte. Sie tauchte jetzt hinter ihm auf, als die erste Begrüßung vorüber war und der Hausherr die Gäste wieder ins Vorderzimmer nöthigte.

Diese Agathe Held war eine eigenartige Schönheit; eine von denen, deren Reize sich erst nach und nach dem Blicke offenbaren. Sie ragte etwas über Mittelgröße hinaus. Ihr Teint war durchsichtig wie Alabaster, die Augen groß und dunkel, die Nase fein und kindlich, der Mund nicht ganz klein, mit schwellenden,

rothen Lippen. Alles glänzte wie frisch aufgetragene Farben. Das ganze Antlitz war ein seltsames Gemisch von Phantasie und Wirklichkeit: der erste Entwurf eines Künstlers zu einem idealen Frauenkopf. Als sie auf Bitten Hedwigs ihren Reisehut abgenommen hatte, wurde üppiges dunkles Haar sichtbar, das vorn in krausen Locken die Stirn bekränzte und in einem losen Knoten in ihren Nacken fiel. Und nachdem sie sich ihres Mantels entledigt hatte, erwies sich ihr Wuchs als äußerst zierlich, aber als ein so selten ebenmäßiger, daß Konrad sie länger betrachtete, als es bei dieser ersten Begegnung schicklich war.

„Ich habe sie mitgebracht, um des Abends wieder nach Hause zu finden," sagte Bläsel, nachdem die Vorstellung erfolgt war und Alle auf den etwas ausgedienten Sesseln um den Sophatisch Platz genommen hatten. Die Stimme des Landpfarrers war ein wahres Labsal für schwerhörige Menschen. Als er sich gesetzt hatte, sah er sehr kurios aus. Er konnte keine weichen Sitze leiden und hatte sich deshalb auf einen hohen Stuhl gepflanzt. Die Beine baumelten und die Fußspitzen berührten kaum den Boden.

„Onkel ist nämlich sehr zerstreut, außerdem kann er nicht viele Menschen sehen," bemerkte Agathe zur Entschuldigung.

„Mit Ausnahme in der Kirche," fiel Bläsel schnell ein. Alle lachten und der Landpfarrer am lautesten,

sodaß es gleich einer Salve durch das Zimmer dröhnte.

„Ja, die Zerstreuung! Sie hat mir schon so manchen Possen gespielt," fuhr er fort, während er mit der Bedächtigkeit eines Menschen, der eine große Handlung zu begehen hat, eine Priese nahm. „Sehen Sie nur, wie das Mädel weg guckt. Sie haßt das Schnupfen," schalt er ein. „Aber die Herrschaften hier —"

„Weil ich es greulich finde, Onkel. So viel auf einmal! . . ." sagte Agathe, während Pastor Baldus vorwurfsvoll erwiderte: „Aber lieber Bläsel! . . . Gar keine Ursache für uns. Ich schnupfe auch. Es war der größte Kummer meiner Seligen."

„Es mag wohl an meiner Vollblütigkeit liegen, ich meine von wegen der Zerstreuung," begann der Landgeistliche wieder. „Sehr viel Temperament, Kongestionen nach dem Kopfe . . . Kurzum, es ist Thatsache, daß ich des Oefteren meine Gegenwart völlig vergesse . . . Es ist eine Art Stadium des Traumes. Ich weiß, das viele Schafe meiner Gemeinde darüber spötteln. Aber das ändert daran nichts . . . Wollt Ihr glauben, liebe Brüder, daß ich einstmals eine fremde Kirche mit der meinigen verwechselte."

„Was Sie sagen, Herr Pastor," bemerkte Konrad, dem die Drolerie dieser offenen Natur außerordentlich gefiel.

„Ja Onkel, das mußt Du erzählen, es war wunderbar."

Was für eine glockenreine Stimme sie hat, dachte Konrad bei sich, als er diese Worte hörte und Agathe von seinem versteckten Winkel aus beobachtete. Und diese kleinen weißen Hände, dieses Grübchen mitten im Kinn . . .

„Wunderbar nennst Du es, liebes Kind? Gottes Fügung war es! Denn Er lenkt unsere Schritte überall. Also denkt nur liebe Brüder . . .“

Hedwig hatte das Zimmer verlassen gehabt. Nun kehrte sie wieder mit einem Tablette zurück, auf dem zwei Flaschen Wein und die nöthigen Gläser standen.

„Wir haben nur eine Sorte, wir sehen wenige Menschen bei uns . . . Sie müssen also entschuldigen, liebes Fräulein,“ sagte der Greis, während er sich's nicht nehmen ließ, die Gläser mit zitternder Hand zu füllen. „Sie vor Allem, lieber Bläsel! . . . Ihr Keller wird besser sein.“

Diese Arbeit hatte ihm Anstrengung gemacht. Er sank sichtlich erschöpft in die Sophaecke zurück.

„Ich bitte Sie, lieber Bruder . . . ein armer Landpfarrer wie ich,“ erwiderte Bläsel mit einem so gut geheuchelten Ernst, daß Agathe hell auflachte und Hedwig nur durch die Rücksicht sich gezwungen sah, nicht das Gleiche zu thun.

„Onkel, Du siehst schon ganz verhungert aus,“ sagte die Nichte mit so lustiger Miene, daß eine allgemeine Heiterkeit eintrat. „Du kannst Dich doch

wirklich nicht beklagen . . . Sie müssen nämlich wissen, Herr Pastor, daß Onkel wirklich einen vorzüglichen Weinkeller besitzt. Sehr gute Marken. Ich habe sie alle geprüft.

„Aber Kind!“ sagte Bläsel vorwurfsvoll, indem er sich mit komischer Geberde vorsichtig umblickte. Die rollenden Augen zeigten in diesem Augenblick außerordentlich viel Angst.

„Aber Onkel, Deine Gemeindekinder hören es ja nicht,“ sagte Agathe so absichtslos freimüthig, daß Konrad in diesem Augenblick viel Sympathie für sie empfand.

„Sie dürfen ihr das nicht übel nehmen, das hat sie von ihrem Vater,“ fiel der Landpfarrer gutmüthig ein. „Er war Kreisthierarzt bei uns und kannte das Viehzeug eben so gut wie den besten Rebensaft. Wenn wir an den langen Winterabenden gemüthlich beisammen saßen und ich immer noch eine neue Pulle herbeiholen sollte, dann pflegte er dasselbe zu sagen. Im Uebrigen war er ein gar prächtiger Mensch . . . Hat gar manchen armen Bauern die Kuh umsonst kurirt . . . Aber ein fürchterlicher Demokrat. Wissen Sie, so ein alter von Achtundvierzig, der Sommer und Winter mit einem großen Schlapphut umherlief.“

„Ist das ein Fehler, Onkel?“ Agathe machte ein etwas piquirtes Gesicht.

Ehe noch Bläsel antworten konnte, ergriff der alte

Baldus sein Glas und sagte: „So wollen wir einmal auf das fröhliche Wiedersehen anstoßen. Prosit, lieber Freund! Prosit, mein Fräulein!“

Die Gläser klirrten gegen einander. Der Landpfarrer kostete bedächtig, roch dann und nahm einen großen Schluck. „Sehr guter Wein, sehr guter Wein! Eine hübsche Blume! Das muß man sagen,“ bemerkte er wohlgefällig und kostete dann abermals sehr ein-eindringlich.

Konrad hatte sich erhoben, um sich den Gästen zu nähern. Agathe kam ihm auf halben Wege entgegen. Als er sein Glas mit dem ihrigen in Berührung brachte und ihr dabei ins Auge sah, sagte er mit einer Anspielung auf ihre letzten Worte: „Es ist kein Fehler, mein Fräulein. Im Gegentheil — ich würde es als einen Vorzug rechnen.“ Er wußte nicht, welcher Beweggrund ihn leitete, das diesem jungen Mädchen zu sagen; es war ihm herausgeplatzt, ehe er sich besinnen konnte.

„Hoffentlich ist das keine bloße Phrase von Ihnen, Herr Doktor,“ gab sie keck zur Antwort, sodaß er etwas in Verwirrung gerieth.

Hedwig entschuldigte sich auf kurze Zeit: sie hätte in der Küche zu thun, würde sich aber bald wieder zeigen. Sie winkte ihrem Bruder und Agathe freundlich zu und verschwand; sie hatte die Letztere bereits lieb gewonnen.

Der alte Baldus ergriff die Weinflasche wieder, um Bläsel das zweite Glas zu füllen. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Ich kann es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie sich das Leben daheim so gut als möglich gestalten. Sie haben ja eine vortreffliche Pfründe.“

„O ja,“ bekam er zur Antwort, „es ist Alles ganz gut, lieber Bruder, aber es fehlt Einer . . . Aber nun muß ich Ihnen doch endlich meine Zerstreuungsgeschichte zu Ende erzählen, die eigentlich eine Geschichte der Erbauung ist.“

Er erhob sich und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, um dadurch die trübe Mission, derenwegen er nach Berlin gekommen war, vorläufig zu bannen. Er schritt durch's Zimmer, schwenkte dabei das Taschentuch in der Luft und blieb vor einem Glasspinde stehen, in welchem ein halbes Dutzend Pfeifen des Pastors standen. Er reckte den Hals und bewunderte die Pfeifen sehr laut; dabei stellte er mehrere Fragen. Endlich kam er doch dazu, seine Geschichte zu erzählen.

„Also denken Sie sich . . . Eines Sonntagnachmittags, es war im Sommer, mache ich meinen Spaziergang. Der Herr Candidat sollte die Predigt halten. Wir hatten damals wirklich eine Zeit lang einen Candidaten . . . Ich gehe langsam meines Weges über Feld und Wiesen, und pflücke manch' Blümelein. Summe auch einen Choral vor mich hin zur Ehre des Herrn. Weiß nicht, wie lange ich so gegangen bin.

Plötzlich höre ich Glockengeläute, das zur Kirche ruft. Ich blicke auf und sehe einen Kirchthurm vor mir. Herr Jesus, denke ich bei mir, die Uhr ist schon sechs und der Abendgottesdienst muß beginnen. Ich sehe auch, wie manch' Bäuerlein der Pforte des Gotteshauses zu eilt... Ich beeile mich in die Sakristei zu kommen. Der alte Ebel, der Kirchendiener, zieht sehr höflich den Hut vor mir. Ei, denke ich, wie kommt denn der alte Ebel in meine Kirche! Ich werfe mir schnell den Talar über und wundere mich, daß er über Nacht so lang geworden ist. Dann trat ich auf die Kanzel. Die Liturgie hatte gerade begonnen. Auf der aufgeschlagenen Bibel lag das Concept der Predigt. Es war über den Text Johannes elf, Vers fünfundzwanzig und sechsundzwanzig. Ich hab' mein Lebtag nicht so schön gepredigt. Einem alten Bäuerlein unter mir liefen die Thränen über die Wangen. Erst als ich fertig war, entdeckte ich meinen Irrthum. Ei, wo ist denn der Herr Bruder Krause? fragte ich den Ebel. Der blickt mich verwundert an und antwortet: Aber der Herr Pfarrer wissen doch — daß Herr Krause vor einer Stunde vom Schlage gerührt worden ist. Wir haben doch den Herrn Pfarrer holen lassen . . . Ich wußte natürlich von nichts . . . Ja, meine Lieben, es passiren noch Wunder! Es war so zu sagen ein Fingerzeig Gottes, der mich leitete."

„Wohl mehr ein bloßer Zufall, Herr Pfarrer,"

fiel Konrad ein, „oder wie Sie selbst schon sagten, eine gute Folge Ihrer Zerstreuung.“

„Ei, Herr Doctor, wie können Sie von einem bloßen Zufall sprechen! Ueber all’ unseren Wegen schwebt Gottes Hand. Und Er war es, der mich zu jener verwaisten Gemeinde führte, als ihre Seelennoth am größten war. Er, der die Wunderthaten Christi vollbracht hat, hatte auch mein Wunder vollführet!“

Er sagte das mit so unerschütterlichem Ernst, daß die lustigen Mienen, die sich während der Erzählung bemerkbar gemacht hatten, sofort verschwanden.

Der alte Baldus, der das kindlich fromme Gemüth Bläsels kannte, wollte jeder Auseinandersetzung über diesen Punkt von vornherein die Spitze abbrechen. Er gab seinem Sohne einen Wink und sagte schnell: „Spüren wir nicht diesen letzten Dingen nach, und maßen wir uns nicht an, sie zu lösen.“

Der Landpfarrer betrachtete plötzlich Konrad mit einem mißtrauischem Blick. Diese Betonung des „Zufalls“ gab ihm zu denken. Konrad aber dachte bei sich: Auch einer aus der großen Tretmühle, bei dem das Wort die einzige Leuchte bildet; aber einer von den Naiven, die eben so liebenswürdig wie ungefährlich sind.

Die gute Laune Bläsels kehrte bald zurück. Er erzählte allerlei Schnurren von den Bauern, berichtete von ihren Tugenden und Untugenden, machte Mittheilungen über seine Stellung zu der Gutsherrschaft,

einer begüterten Grafenfamilie, berichtete von einem Streit, den er mit dem Konsistorium gehabt habe und erzählte zuletzt von einer mitgemachten Hasenjagd, der ersten und einzigen in seinem Leben.

„Ja, wollt ihr's glauben, meine Lieben — ich habe sogar einen erlegt. Nicht etwa mit einem Schießprügel. Der Herr bewahre mich davor! Ich war niemals im Stande, eine Mordwaffe loszudrücken. Aber mit meinem Spanischen habe ich ihn todtgeschlagen. Mausetodt . . . Er war nämlich schon angeschossen und hinkte wie der Satanas auf mich zu. Da hielt ich es für meine Pflicht, ihn von seinen Leiden zu befreien. Dafür schenkte man ihn mir zum Andenken. Es hat nicht lange gewährt. Nicht wahr, Agathe?"

„Ja wohl, Onkelchen. Dein Muth mußte in der Pfanne büßen... Das Fell dieses Provinzlöwen besitzen wir heute noch," erwiderte sie launig.

Alle lachten und der Landpfarrer wie gewöhnlich am lautesten; dabei ergriff er in seiner Zerstreuung Hedwigs Glas, das noch ganz gefüllt war und führte es ahnungslos den Lippen zu. Der alte Baldus, der dies bemerkte, benutzte die nächste Gelegenheit, um das Mißverständniß, ohne Aufsehen zu erregen, aus der Welt zu schaffen.

„Der Apotheker war so boshaft, mich für den Helden des Tages zu erklären," schloß Bläsel seine

Jagderinnerung. „Das kommt davon, wenn man vom Wege des Herrn abweicht.“

Der Wein war ihm allen Anschein nach etwas zu Kopfe gestiegen. Er setzte sich nun auf das Sopha neben den Hausherrn und bald waren Beide in ein Gespräch über die alte Zeit verwickelt, wobei die Baßstimme des Landpfarrers ihre Schuldigkeit that. Einmal kam er auch auf seinen Sohn zu sprechen; er hatte es bisher mit Absicht vermieden, seiner zu erwähnen. Er wollte die Stimmung nicht verderben.

„Vor zwei Jahren schrieb er mir, er laborire an einer unglücklichen Liebe. Das nage an seinem Herzen. Er würde doch niemals dazu kommen, sich ein gemüthliches Pastorenheim zu gründen . . . Er war immer ein unbeständiger Geist. Aber ein Weib vermag viel über den Menschen.“

In diesem Augenblick erhob sich Agathe und schritt der anderen Seite des Zimmers zu, wo auf einem Ecktisch mehrere große Albums lagen. „Sie erlauben doch, Herr Pastor?“ fragte sie, während sie eines derselben ergriff und sich auf einem kleinen Fauteuil niederließ.

„Gewiß, mein Fräulein,“ erwiderte Baldus. „Wenn Sie es wünschen, so wird Ihnen mein Sohn als Erklärer dienen.“

Konrad war bereits aufgesprungen, um ihr behilflich zu sein, das Schloß zu öffnen. Sie hatte sich

vergeblich darum bemüht. Dann nahm er ihr gegenüber Platz und ging mit Eifer an die Sache.

Währenddessen sagte der Landpfarrer mit gedämpfter Stimme und einem Blick auf die Beiden: Sie ist es, in die er sich verschossen hat ... Aber sie hat ihn immer unausstehlich gefunden ... Was ist da zu machen!"

Er faltete die Hände über den Bauch und schloß, ermüdet von der Reise und von dem Weine die Augen, bis er plötzlich so laut und anhaltend zu niesen begann, daß ein dreifaches „Gesundheit" ihm entgegenschwirrte. Das machte ihn wieder munter.

Das Album, in dem Agathe blätterte, enthielt zum größten Theil Geistliche. Während ihr Konrad einige Namen nannte, glaubte er zu bemerken, daß sie eigentlich sehr wenig Interesse für diese fromme Gesellschaft habe. „Kein einziger interessanter Kopf," sagte sie einmal. „Ich finde, daß das viele Predigen die Menschen nicht gerade verschönert ... Ist Ihr Bild auch darin?" fügte sie dann hinzu, als wollte sie die Bemerkung, von der sie nicht wußte, wie sie aufgenommen werden würde, schnell vertuschen. Er zeigte ihr einige seiner Photographien, als Mann, als Student und auch als Knabe. Sie betrachtete sie sehr aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen. Neben der letzteren befand sich die Photographie eines blassen, hageren Knaben mit hellem Blick und einem herausforderndem Zug um den Mund. Besonders bemerkenswerth waren die aufgeworfenen Lippen.

„Den werden sie doch kennen, Fräulein," sagte er. „Es ist der, den Sie suchen, Ihr Cousin."

„Nein, ich kenne ihn gar nicht wieder," erwiderte sie gleichgiltig, mit einer absichtlichen Kälte, die ihm auffallen mußte.

„Merkwürdig, daß ich vorhin auf der Treppe an ihn denken mußte," sagte er wieder. Und ohne dazu aufgefordert zu werden, erzählte er ihr von jener Scene in der Nische.

„Das sieht ihm ganz ähnlich," fiel sie kurz ein, während sie mechanisch ein Blatt nach den anderen umschlug. „Sie hätten in dieser Beziehung etwas erleben können . . . in den Ferien, wenn er als Student nach Hause kam. Ich war damals noch ein Kind, aber ich entsinne mich, wie er aller Welt predigte. Selbst die Rinder und Hirten auf den Wiesen waren nicht sicher vor ihm. Uns Mädchen pflegte er den Satan vorzuspielen. Die Kuhhüter sprach er selig und segnete sie noch einmal ein, wenn sie ihm von den Kartoffeln abließen, die sie sich im Feuer brieten . . . Oefters improvisirte er sogar in Versen. Und einmal beim Kartoffelhacken traute er auf offenem Felde einen Knecht und eine Magd und meinte sie wären nun Mann und Frau und könnten nach Hause gehen . . . Er war wirklich ein großer Taugenichts und paßte zu einem Theologen wie ich zu einer Nonne."

„So. Sie hätten also kein Talent dazu," meinte

Konrad, für den die Offenheit, mit der sie Alles erzählte, etwas Bestrickendes hatte.

„Nein, ganz und gar nicht," erwiderte sie leise lachend und klappte das Album zu. „Sie haben wohl sehr liberale Anschauungen, Herr Doktor?" fragte sie plötzlich unvermuthet.

„Woraus schließen Sie das? Was nennen Sie überhaupt liberal? . . Sie meinen doch als Prediger?"

„Natürlich als Prediger!" Sie wurde etwas verlegen und fuhr dann fort: „Ich glaubte nur, weil Sie vorhin den Zufall gegen meinen Onkel ins Treffen führten. Ich bin nämlich derselben Ansicht wie Sie . . . Außerdem glaube ich nicht an Wunderthaten. Es ist doch Alles nur Einbildung, und die Einbildung belügt uns Alle. Wie oft habe ich mich nicht schon mit meinem Onkel über den Fingerzeig Gottes gestritten, aber er schwört auf das neue Testament . . . Sehen Sie, ich habe vorhin ganz deutlich bemerkt, wie er in der Zerstreuung den Wein Ihres Fräulein Schwester ausgetrunken hat. Nun straft ihn der liebe Gott und läßt ihn einschlafen. Das ist doch etwas ganz natürliches."

In der That hatte der Landpfarrer das Haupt hintenüber gelegt und war mit gefalteten Händen eingeschlummert. Pastor Baldus störte ihn nicht; er hatte zu einer Zeitung gegriffen und vertiefte sich in den Inhalt derselben.

Konrad und Agathe sprachen mit gedämpfter Stimme weiter. „Um darauf zurückzukommen," begann sie wieder, „Ihr Herr Papa hat uns von Ihrer guten That gestern Abend erzählt. Und Ihr Fräulein Schwester hat mir sogar Alles berichtet, was drüben vorgegangen ist. Es hat mir riesig imponirt."

„Wirklich?"

„Ganz gewiß . . . Sie müssen sehr frei denken, wenn Sie den Muth hatten, so zu handeln. Namentlich gegen dem Herrn Hofprediger so aufzutreten! Ich kenne den Herrn nicht persönlich, aber er erscheint mir als ein Greuel. Ein Diener Gottes soll doch die Liebe lehren. Das ist wenigstens mein Gefühl . . . Wissen Sie, ich hätte die Gesichter sehen mögen, als Sie das arme Straßenkind herbeibrachten. Das gebe ein hübsches Bild, ich male nämlich auch," schloß sie lächelnd in einem Athem . . . „Aber sehen Sie nur, Ihr Herr Papa hat es meinem Onkel nachgemacht."

Der alte Baldus vermochte den schweren Wein, der seit langer Zeit für ihn nicht mehr auf den Tisch zu kommen pflegte, nicht mehr zu vertragen. Er hatte das Zeitungsblatt sinken lassen und machte vergeblich Anstrengungen, gegen Alter und Schwäche anzukämpfen.

„Die guten Seelen! Lassen wir sie ruhen!" sagte Agathe leise . . . „Es ist hier sehr gemüthlich bei Ihnen," begann sie dann in einer beklemmenden Pause aufs Neue, nur um das Gespräch auf etwas zu bringen.

Dieses große, dreifenstrige Zimmer, das mehr einem Saale glich, machte allerdings einen behaglichen Eindruck. Alles athmete den Geist vergangener Jahrzehnte. Die Tapeten mit den grotesken Arabesken waren verblaßt, die geblümten Gardinen zeigten ein sehr altes Muster, die Möbel waren unmodern und klotzig, die Bilder prangten in schmalen Leisten, und der Teppich zeigte ein farbloses Schäferspiel im Stile Watteaus; aber all' diese Dinge standen in einem innigen Zusammenhange, eins war ohne das andere undenkbar. Selbst der kastenartige Flügel an der hinteren Wand, und die beiden sehr steif gehaltenen Oelbilder über dem Sopha, die den Pastor und seine Selige als junge Eheleute darstellten, konnten den Reiz des Ganzen nur erhöhen.

Eine Weile plauderten Konrad und Agathe über gleichgiltige Dinge. Wenn sie schwiegen, so hörte man nur das gleichmäßige Ticktack des großen Regulators an der Wand, und das leise Athmen der beiden Schläfer. Nur hin und wieder rollte auf der Straße ein Wagen vorüber und versetzte das Haus in ein leises Zittern. Diese Ecke des Zimmers war der Schmollwinkel Hedwigs. Am Fenster stand ein englischer Schaukelstuhl; Agathe nahm auf ihm Platz und setzte ihn langsam in Bewegung.

„Ach, das wiegt sich schön. Ich werde Onkel bitten, mir auch einen anzuschaffen," sagte sie, während

sie sich mit halbgeschlossenen Augen hintenüber lehnte. Bei dieser Gelegenheit konnte er die zarten Linien ihres Körpers während einiger Augenblicke ungestört bewundern. Alles an ihr athmete den frohen Sinn der Jugend. Und doch erschien sie ihm viel gereifter und weiblicher, als sonst Mädchen ihres Alters zu sein pflegen. Sie konnte doch höchstens dreiundzwanzig Jahre zählen. Es kam ihm plötzlich vor, als hätte er in dieses Gesicht schon seit langer Zeit geblickt, als hätte er bereits viele Tage so an ihrer Seite gesessen und nicht erst seit einer Viertelstunde.

„Wenn Sie wüßten, wie langweilig es jetzt bei uns ist," unterbrach sie das Schweigen. „Die paar Menschen, mit denen man dort verkehrt, sind lauter Philister. Und ich liebe so sehr die Geselligkeit. Sie müssen mich nur nicht mißverstehen. Ich meine nicht die große Gesellschaft, sondern den kleinen Kreis, in dem man sich wohl fühlt ... Es geht doch nichts über eine vernünftige Unterhaltung. Mein Vater war sehr dafür ... Was für dumme Menschen habe ich nicht schon kennen gelernt; auf den Bällen und Reunions! Ich habe nämlich bis vor zwei Jahren in Dresden gelebt bei einer Tante, die nun auch verstorben ist. Sechs Jahre war ich dort."

Sie erzählte nun von dem Pensionat, dessen Vorsteherin die Tante gewesen war, von den Familien, in denen sie verkehrt hatte, und von manigfach anderen

Dingen. Und alles das in einem fesselnden Ton, der einschmeichelnd das Ohr berührte.

Plötzlich kam sie wieder auf ein anderes Thema. „Haben sie schon Ihre Antrittspredigt gehalten? Ihr Herr Papa erzählte uns, daß Sie erst kürzlich hierher berufen wären."

„Morgen über vierzehn Tage werde ich die Kanzel betreten."

„Dann werde ich noch Gelegenheit haben, Sie zu hören."

„Wie, Sie wollen so lange hier bleiben?" fragte er erstaunt.

„Ich habe nämlich noch eine Cousine väterlicherseits, die hier verheirathet ist .... Sie hat mich bereits vor langer Zeit eingeladen."

„Sonst könnten Sie auch hier bei meinem Vater — — Meine Schwester würde gewiß Alles aufbieten, um Ihnen die Tage so angenehm als möglich zu machen. Ich bin überzeugt, daß Sie ihr keine größere Freude bereiten könnten." Er hatte das sehr schnell hervorgebracht. Mit Macht war der Wunsch in ihm erwacht, sie wiederzusehen und noch oft die Gelegenheit zu haben, sich so harmlos mit ihr zu unterhalten, wie heute.

Sie bedankte sich für die gute Absicht und bedauerte, dort schon zugesagt zu haben. Im nächsten Augenblick platzte Hedwig sehr laut mit den Worten ins Zimmer: „Wenn ich die Herrschaften bitten

dürfte . . ." Als sie die Schläfer bemerkte, that ihr die Uebereilung leid, aber es war nun bereits geschehen. Der alte Baldus rieb sich die Augen und der Landpfarrer schnellte in die Höhe, so weit es bei seinem Körper möglich war; ganz verwundert blickte er um sich.

„Ich glaube gar, ich bin so unanständig gewesen und habe geschlafen. Bitte um Entschuldigung! . . . Aber da sehen Sie, was die Zerstreuung macht! Glaubte ich vorhin doch wirklich, ich säße daheim in meinem Lehnstuhl und könnte es mir leisten, in Demuth vor Gott die Augen zu schließen. Ja, ja, wenn's bergab geht, lieber Baldus . . . Mein Herr Jesus! Ich glaube gar, Sie haben auch genickt. Dann habe ich die Gastfreundschaft nur zur Hälfte verletzt."

„Nun, wir haben somit der Sünden weniger," erwiderte der Greis.

Beide lachten sich vergnügt an, erhoben sich und reckten ihre Glieder. Auch die Uebrigen geriethen in Heiterkeit. Dann ging man zu Tisch. Die Tafel war im Nebenzimmer aufgeschlagen. Hedwig hatte zu Ehren der Gäste das Silberzeug hervor geholt und Alles sehr schön angeordnet; sie saß zwischen den beiden Alten, Konrad zur Linken Agathens. Zwischen dieser und dem Landpfarrer stand ein leerer Stuhl. Die Suppe war aufgetragen und Bläsel hatte soeben mit gefalteten Händen die Worte gesprochen: ‚Gott segne unseren Appetit,' als es stark klingelte. Es war Julius, der

nun doch gekommen war, nachdem er sich vorher entschuldigt hatte. Hedwig hatte es überwunden, selbst zu ihm hinüber zu gehen, um ihn einzuladen. Diese Besuche waren in der letzten Zeit sehr selten geworden, und so war für sein Kommen Niemand dankbarer, als der Vater. Der Alte erhob sich mit Mühe und drückte ihm herzlich die Hand; ein Schimmer aufrichtiger Freude strahlte wieder von seinem Antlitz.

Julius und Bläsel kannten sich bereits. Nachdem sie sich begrüßt hatten und die Vorstellung Agathens erfolgt war, nahm man wieder Platz. Der Landpfarrer ließ sich nicht lange nöthigen, sondern hieb tapfer ein, währendessen lobte er den Braten so überschwänglich, daß Hedwig ganz verlegen wurde. Julius wurde dadurch so angeregt, daß er, trotzdem er bereits stark gefrühstückt hatte, dem Beispiele Bläsels folgte. Im Stillen mußte er sich gestehen, daß Claudine, was die Küche betraf, vor Hedwig nicht viel voraus hatte.

Das Gespräch drehte sich zuerst um gleichgültige Dinge, bis es plötzlich auf Josepha kam. Konrad wußte gar nicht wie das gekommen war. Aber plötzlich beugte sich sein Bruder über den Tisch und sagte ihm direkt und laut in's Gesicht: „Du hast uns da ein ganz verlogenes und undankbares Geschöpf in's Haus gebracht! . . . Denke Dir nur, sie hat uns bereits bestohlen."

„Der liebe Gott führe sie auf den richtigen Weg . . . Ist's möglich, ist's möglich, Herr Bruder!“ fiel Bläsel ein. Er war so erschreckt, daß er den großen Happen, den er soeben genommen hatte, nicht herunter zu würgen vermochte.

„Ja, es ist so,“ fuhr Julius fort, indem er eine Gänsekeule sehr rührig bearbeitete. „Sie ist obendrein so verstockt, es nicht einzugestehen. Und das ist das Schlimmste.“

„Was hat sie denn gestohlen?“ fragte Konrad, der nach den Worten seines Bruders überrascht aufgeblickt hatte.

„Wir wissen im Augenblick noch gar nicht, was es alles ist. Mir fehlt eine kleine Figur. Sie war nicht viel werth, aber man ärgert sich doch . . . Und Fräulein Schaff behauptet sogar, sie vermisse ein Armband. Natürlich haben wir nichts gefunden! Wer weiß, wo sie es versteckt hat! . . . Uebrigens habe ich die schlimmsten Auskünfte über sie erhalten.“

„Was für eine Sünde in dieser Welt!“ sagte der Landpfarrer wieder. Dann erhob er das Glas und trank auf das Wohl Hedwigs.

„Doch wir sprechen wohl unter uns mehr darüber,“ sagte Julius auf's Neue.

Konrad war so verdutzt, daß er nur stumm nickte; er blieb überhaupt sehr einsilbig, selbst seiner Nachbarin gegenüber. Schließlich verging ihm der Appetit

zum essen. Sollte er sich so getäuscht haben? Plötzlich dachte er an Claudine, und merkwürdige Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Wenn sie die Hand im Spiele hätte? Er traute ihr nun einmal nicht; und hätte sein Bruder sie tausend Mal mehr gelobt, als er es bereits heute Vormittag gethan hatte.

Nach Aufhebung der Tafel wurde er wieder gesprächiger. Man nahm im großen Zimmer den Kaffee ein. Der Landpfarrer rauchte eine Cigarre und unterhielt sich mit Julius über die Stadtmission. Hedwig und Agathe saßen im Schmollwinkel und plauderten eifrig über Toilettenangelegenheiten; sie hatten sich sehr schnell befreundet.

Der alte Baldus zog Konrad bei Seite und sagte: „Glaubst Du etwas davon? . . . Das ist alles von dieser Person da drüben gemacht.“

„Es mag schon sein, Vater. Man muß die Sache näher untersuchen.“ Er wartete auf den Augenblick, wo er seinen Bruder dem Landpfarrer entziehen könnte. Als diese Gelegenheit sich endlich darbot, hatte es Julius auf einmal sehr eilig: er müsse unter allen Umständen fort und er bedauere, auf die unerquickliche Angelegenheit jetzt nicht zurückkommen zu können; Konrad möge ihn am anderen Tage gleich nach der Kirche besuchen; er habe ihm überhaupt eine ganz wichtige Mittheilung zu machen. Eine gewisse Kälte, die aus seinen Worten sprach, war unver-

kennbar; kaum daß er seinem Bruder die Hand zum Abschied reichte. Es mußte etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein.

„Und was wird nun aus dem Kinde?“ fragte Konrad noch zuletzt.

„Es bleibt trotz alledem bei uns. Je größer die Sünde, je größer die Aufgabe, sie zu besiegen,“ erwiderte Julius. Dann nahm er allseitig Abschied, nicht ohne noch zuvor Bläsel zu einem Besuche zu ermuntern.

In diesem Augenblick sah ihn Konrad wirklich ganz verblüfft an; er wurde weder aus den Worten, noch aus den Handlungen seines Bruders klug. Nach einer halben Stunde empfahl auch er sich mit einem „Auf Wiedersehn.“

Er hatte einen wichtigen Gang vor.

Zehntes Kapitel.

Doctor Baldus schlug den Weg nach der südlichen Vorstadt ein. Am Himmel zogen dunkle Wolken sich zusammen; die Menschen hatten es daher sehr eilig. Er achtete aber nicht des drohenden Wetters, sondern durchschritt die Straßen, ohne sich sonderlich zu beeilen; denn er lag im Banne verschiedener, ihn sehr bewegender Gedanken. Was hatte er nicht seit gestern Alles erlebt, was für merkwürdige Menschen hatte er nicht kennen gelernt!

Große Regentropfen begannen die Erde zu näßen, er spürte sie nicht; sie wurden stärker und vermehrten sich, aber noch immer ging er, ohne Rücksicht auf seinen Cylinderhut zu nehmen, den zusammen geklappten Schirm in der Hand, gemessenen Schrittes dahin. Es war noch hell. Ein fahler Lichtschein am Horizonte beleuchtete die gegenüber liegende Häuserreihe und gab den Gebäuden und Passanten eine geisterhafte Färbung. Eine fremde Welt schien diesen grün-blassen Reflex herüber zu senden. Plötzlich brach sich die scheidende Sonne durch die Wolken: das kalte Licht verschwand

und warme Töne überzogen die Häuser, die Straßen und die Menschen. Alles war in röthliche Luft getaucht, in der die Regentropfen wie fließendes Silber glänzten.

Und wie dieses seit Tagen in schmutziges Grau getauchte Berlin auf Minuten wieder zu lächeln begann und frohe Gesichter zeigte, so blickte auch Konrad heiter vor sich hin. Er dachte an den Landpfarrer und Agathe. Dieser alte Bläsel war ohne Zweifel ein vortrefflicher Mensch — eins von jenen großen Kindern, denen man Alles verzeihen muß und welche den Glauben wie eine süße Mandel betrachten, an der sie sich im Alter noch zu laben wissen. Er that Alles im Namen Gottes; ob er nun predigte, schlief, aß, trank oder schnupfte. Und fühlte sich bei seinen Bauern glücklich und zufrieden. Immerhin ein unschuldiges Christenthum — unschuldig wie das Lallen eines Kindes! Die ewige Anrufung Gottes war die Gewährung der Absolution von vorn herein.

Und doch drehte sich auch bei ihm Alles um das Wort! ‚Rede zu den Bauern von den Wunderthaten Christi, drohe ihnen mit ewiger Sünde, gieb ihnen pünktlich das Abendmahl und gehe dann nach Hause, trinke deinen Wein, iß recht tüchtig von dem Braten und rauche in Seelenruhe deine Pfeife.‘ Dasselbe Handwerk wie in der Stadt! Nur machte es dort gesünder, in der reinen, kräftigen Luft. In der

geistigen Verdauung war kein Unterschied zu finden: sie blieb immer zweifelhaft. Es war die alte Parole aller derer, die im Weinberge des Herrn zu thun hatten: ‚Gott gieb mir Brot und ich will dein Diener sein.‘ Schließlich war es doch dieselbe Magenfrage, die auch die verruchten Atheisten und Freidenker beherrschen sollte.

Aber dieser lustige Landpfarrer, dem die Tragik seines Daseins niemals zum Bewußtsein gekommen war, besaß einen Vorzug, der allerdings mit seinem Berufe nichts gemein hatte: er war der Onkel einer hübschen Nichte, die Konrad bereits für sich als ein herrliches Mädchen erklärte. Sie besaß Humor und das war viel bei einem Weibe; außerdem schien sie ganz vernünftige Ansichten zu haben, liebte die kleinen Kreise und würde vielleicht die ganz vortreffliche Frau eines — Pastors werden.

Er kam sich plötzlich als ein wunderlicher Mensch vor, der über Dinge brütete, die den Schein einer gewissen Lächerlichkeit nicht entbehrten. Wirklich, es fehlte nicht viel und er befand sich auf dem Wege zu jener großen Tretmühle, die sein Bruder ihm in so ruhigen, kalten Worten geschildert hatte. Wenn auch nur in Gedanken! Aber diese Gedanken verlangten gewöhnlich feste Form. Das war die höchste Staffel zum Pastorenglück: die Heirath, die Kinder und die zweiundfünfzig Sonntagspredigten; ganz abgesehen von den Taufen,

den Trauungen und den Leichenreden. Der Ansatz zum Bäuchlein meldete sich eines Tages von selbst; vorausgesetzt, daß die Neigung dazu vorhanden war.

Seine Aufmerksamkeit wurde plötzlich auf äußere Dinge geleitet. An der Stelle, wo die glänzende Leipzigerstraße auf den Spittelmarkt mündet, sah er sich plötzlich gezwungen, Halt zu machen. An diesem von sieben Straßen gebildeten Knotenpunkte herrschte ein wahrhaft betäubendes Leben. Die Wagen rollten in langen Zügen unaufhörlich vorüber; die Fußgänger drängten und stießen sich gleich Ameisen; namentlich an der Seite des Platzes, welche die Verlängerung der Gertraudten-Straße bildete, zog die Menge in einer ununterbrochenen Kette vorüber. Man sah nur ein langes, bewegliches Dach von Schirmen.

An einem Laternenpfahl bemühte sich ein altes, ärmlich gekleidetes Weib vergebens, einen schweren Sack auf den Rücken zu laden. Hunderte sahen es, aber sie gingen theilnahmslos vorüber. Zwei jugendliche, geckenhaft gekleidete Herren hätten sie beinahe umgerannt; sie stießen sich an der Bürde, aber gingen weiter. Der eine von ihnen klopfte sich voll Indignation den Paletot ab. Konrad zögerte nicht lange; er ergriff mit kräftigen Händen den Sack an seinen unteren Enden. Die ungewohnte Arbeit glückte ihm nicht; erst beim dritten Male hatte er Erfolg. Die Alte sah ihn erstaunt an. Der Cylinderhut machte sie augenscheinlich

sehr betroffen. Nach einigen gestammelten Worten des Dankes buckelte sie von dannen. Dieser Vorgang war natürlich nicht unbemerkt geblieben. Mehrere Personen, darunter einige halbwüchsige Burschen, blieben stehen und gafften Konrad, Frau und Sack mit jener rührenden Neugierde an, die der Berliner immer zur Schau trägt, wenn ihm auf seinem Wege irgend etwas begegnet, was des Zuschauens werth ist. Diesmal war es weder ein gefallenes Droschkenpferd, noch ein Betrunkener — um so bezahlter machte sich der Zeitverlust.

Viele der Passanten blickten sich verwundert um. Allem Anschein nach hatte die Scene etwas Ueberraschendes für sie. Eine junge, vornehm gekleidete Dame stieß ihre ältere Begleiterin an und sagte: „Mama, sieh' nur den Herrn und die Frau. Wie komisch!" — „Vielleicht ein Engländer," gab die Alte trocken zurück.

Beide lachten und gingen vergnügt von dannen. Ein Mann schüttelte den Kopf, trat bis auf den Straßendamm und fixirte Konrad von oben bis unten mit der Miene eines Kriminalbeamten: er vermochte das Aeußere des Helfers mit der That nicht in Zusammenhang zu bringen. Einer von den Burschen aber sagte sehr laut, als Baldus bereits weiter gegangen war „Der ist nicht von hier." — „Oder es war seine Großmutter," fiel ein zweiter ein. Sie betrachteten

eine Weile die Stelle, wo der Sack gestanden hatte, begannen dann wahrhaft ohrzerreißend zu pfeifen und marschirten im Parademarsch über den Asphalt.

Konrad schritt gelassen weiter. Nach seiner Ansicht hatte er etwas ganz Selbstverständliches gethan, und doch waren ihm ringsum erstaunte Gesichter begegnet; aber er wunderte sich darüber nicht, denn er fand seine Anschauung von der modernen Gesellschaft nur bestätigt. Das war das Christenthum in Glacehandschuhen. Die einfachste Menschenpflicht, das erste Gebot der Nächstenliebe, alles das, was Christus ermahnt hatte zu thun den Mühseligen und Beladenen gegenüber, war diesen Leuten als etwas Auffälliges erschienen, weil es auf offenem Markte geschehen war. Von Einem, der ein besseres Gewand trug, als das arme Weib!

Während er weiter ging, stellte er sich plötzlich Folgendes vor: Christus wäre auferstanden und erschiene barfuß in zerfetztem, armseligem Gewande, die Dornenkrone auf dem leidensmüden von langem Haar umflatterten Haupte, und schritte bescheiden und demüthig durch die Menge, um anzuklopfen an die Thüre, hinter welcher ihm die Stelle zur Ruhe winke.

Schon hörte Konrad im Geiste das Höhnen und Johlen der Menge, vernahm er tausendfaches Gelächter, sah er die Menschen zusammen strömen, um Witz und Spott über die sonderbare Erscheinung zu gießen.

Keine Geißelung, mit Stricken, aber eine die viel fürchterlicher war, die nicht das Fleisch traf, sondern die Seele! Kein Zug nach Golgatha, sondern nach dem Gewahrsam der Polizei. Nur der Rufe wäre derselbe gewesen: „Bist Du Gottes Sohn, so hilf Dir selber!"

Die Ernte der Saat von neunzehnhundert Jahren!

Diese Meute glaubte nicht mehr an Wunder. Und doch predigte man es täglich, lehrte man es stündlich, baute darauf das Himmelsgebäude der Religion; behauptete man, die Welt wäre besser, klüger und sittlicher geworden. Schließlich berief man sich auf die Kultur.

Ja, die Kultur! Hatte sie die Menschen glücklich gemacht? Was für bedauernswerthe Geschöpfe zogen an ihm vorüber. Sie alle hatten nur das eine Ziel: über den Nächsten hinweg einige Sprossen höher zu kommen.

Konrad hätte gewiß noch eine ganze Weile so weiter philosophirt, wenn er es nicht an der Zeit gefunden hätte, sich nach dem Hause umzusehen, das er suchte. In der That war er nicht weit von seinem Ziele. Als er um die nächste Ecke bog, befand er sich in einer kleinen Straße, die von Kindern förmlich wimmelte; nur selten rollte hier ein Wagen vorüber. Diese Sicherheit trieb die Kleinen aus den Höfen. Der ganze Fahrdamm glich einem öffentlichen Spielplatz. Diese vierstöckigen, aus ein und demselben Farbentopf getünchten Miethskasernen, die etwas ungemein Lang=

weiliges und Schablonenhaftes an sich hatten, schienen eine ganze Legion dieser kleinen Seelen zu beherbergen. Das lärmte, schrie, jagte und schlug sich mit einer Freude, als müßte man diesen letzten Lichtblick des Herbstes noch einmal gründlich ausnützen, bevor man sich zum Winterschlaf in den Steinkästen rüstete.

Vor einem breiten, sehr liederlich aussehenden Thorweg blieb er stehen. Die kahlen, unsauberen Wände gaben dem Hause sofort die richtige Physiognomie; gleich am Eingange deuteten eine Anzahl sehr unregelmäßig angebrachter Schilder auf die verschiedensten Beschäftigungen der Bewohner hin. Neben einigen kühn gemalten Stiefeln und Schuhen glänzten sehr stark mit Weiß aufgetragene Oberhemden und Kragen. Eine riesige, auf die nackte Wand gemalte Scheere fiel besonders auf.

Da es bereits anfing dunkel zu werden, so vermochte er sich nur mit Mühe zu orientiren. Endlich fragte er einen kleinen Burschen, ob hier ein gewisser Jannusch wohne? Die Kinderschaar, die ihn sofort umringt hatte, schrie nun sehr bereitwillig durcheinander.

„Ei, Jannusch's? Die wohnen dort ganz hinten, auf dem zweiten Hof im Keller“ . . . „Hinter dem Pferdestall“ . . . „Auf der rechten Seite“ . . . „Nein, links! Dumme Pute, ich werde es doch besser wissen!“

Ein halbwüchsiges Mädchen erbot sich, ihn dorthin zu führen. Der erste Hof war sehr schmutzig und

schlecht gepflastert. Da keine Laterne brannte und nur von einem Parterrefenster her der Schein einer kleinen Lampe drang, so mußte er sich vorsehen, um nicht in eine der zahlreichen Pfützen zu treten. Der zweite Hof ging bergab. Hier hinten sah es noch trostloser aus; zwei große Möbelwagen versperrten den Weg. Mit Mühe mußte sich Konrad bei ihnen vorbei winden; er blieb förmlich im Schmutz stecken, so daß er sich wunderte, wie Menschen hier aus- und eingehen könnten. Links war in der That ein Pferdestall, aus dessen geöffneter Thür ein sehr unangenehmer Geruch herausdrang. Beim trüben Lichte einer Laterne schwärzte ein Mann das Geschirr und pfiff dabei das Lied: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st Du nit;" es klang sehr melancholisch in den Abend hinein. Hinter dem massiven Pferdestalle stand ein niedriges Häuschen, das sich wie eine traurige Zugabe des Baumeisters ausnahm; eins der tiefliegenden Fenster des Kellers war schwach erleuchtet.

„Ich danke Dir, mein Kind," sagte Konrad. Dann stieg er die Stufen hinab. Es war hier so dunkel, daß er mitten auf der Treppe ein Streichholz anzündete, um nicht zu verunglücken. Links schien eine Art Waschküche zu sein, denn mehrere übereinander gethürmte Fässer deuteten darauf hin. Dieser Flur, der nicht einmal getüncht war, hatte etwas Kaltes, Ungesundes an sich, sodaß Konrad unwillkürlich zusammen-

schauerte. Rechts befand sich eine Thür, auf der in sehr unregelmäßigen Zügen der Name „Jannusch" stand; jedenfalls eine Verewigung von der eigenen Hand des Bewohners, denn der Anfangsbuchstabe endete mit einem großen Schnörkel.

Als er geklopft hatte, ließ sich eine helle Kindesstimme vernehmen: „Es ist auf!" Er trat ein. Die Wohnung bestand aus zwei Räumen, einem größeren und einem kleineren; der erstere, in dem er sich jetzt befand, war dunkel, nur auf der Diele zeichnete sich ein Lichtschein ab, der durch die geöffnete Thür aus der Kammer drang. Als er dieser Thür zu schrit, vernahm er lautes Schnarchen, das von einer er-erwachsenen Person herzurühren schien. Er nahm keine Rücksicht darauf und ging gerade aus.

„Guten Abend," sagte er halblaut, indem er die Thür von innen verschloß. „Fürchte Dich nicht, mein Kind, ich komme von Josepha und will sehen wie es euch geht. Sie läßt euch bestens grüßen."

Diese Worte richtete er an ein kleines Mädchen von ungefähr sieben Jahren, das an einem alten Tisch am verhangenen Fenster und bei einem auf eine Flasche gesteckten Lichtstumpf sich bemühte, die vorgeschriebenen Buchstaben auf einer Schiefertafel nachzuahmen. Sie war sehr erschreckt, sprang vom Stuhl und wich in die äußerste Ecke am Fenster zurück. Lautlos mit halbgeöffnetem Munde, die Augen voller Angst auf Konrad

gerichtet, blieb sie stehen; er mußte sie erst auf's Neue beruhigen, ehe sie ihm zaghaft die Hand reichte, die sich ungemein dünn und welk anfühlte. Dieses kleine Wesen, mit den schmalen, durchsichtigen Wangen, machte überhaupt einen seltsamen Eindruck; etwas Altkluges, den Jahren Vorausgeeiltes, sprach aus diesen Zügen, denen selbst das Elend die Linien der Feinheit nicht zu nehmen vermocht hatte. Für ihr Alter war sie außerordentlich groß: in die Höhe geschossen wie eine Treibhaus-Pflanze, die an diesem Ort allmählich zu verderben drohte. Eine gewisse Sauberkeit an ihrer armseligen Kleidung war unverkennbar.

„Soll ich Vater rufen?" fragte sie, nachdem sie zutraulicher geworden war.

„Ist er es, der da drinnen schnarcht?"

„Ja, er hatte zu viel getrunken und schläft nun seinen Rausch es."

„Und die andern Beiden? Ich meine Deine Stiefbrüder?"

„August wollte Josepha suchen und Anton ist fortgegangen. Mit Vaterns Rock. Er wollte ihn versetzen. Seit heute früh haben sie nichts gegessen."

„Und ihr Drei?" Er wandte sich in diesem Augenblicke von ihr ab, um die beiden Kleinsten zu erspähen die im Hintergrunde schliefen.

„O, ich habe uns eine Wassersuppe gekocht. Es war noch altes Brot da, auch noch Semmel."

„Du hast sie gekocht? Ganz allein?“ Er mußte lächeln, trotzdem ihn dieses Geständniß, das mit der Miene einer erwachsenen Person gemacht wurde, tief rührte.

„Ja, ich allein, auf der Spirituslampe dort. Josepha hat es mir gezeigt. Aber ich hatte auch noch etwas Mehl und Milch. Die Milch hatte ich mir vorn geliehen. Und wenn Sie es nicht verrathen wollen,“ — sie dämpfte plötzlich ihre Stimme bis zum Flüstertone — „so will ich Ihnen sagen, daß ich auch noch zwei Stückchen Zucker hatte. Es war sogar ein ganz großes dabei. Josepha hatte sie mir gestern beim Fortgehen zugesteckt. Niemand hatte es gesehen . . . Die da drinnen dürfen es nicht wissen. Aber ich hatte sie auch gut versteckt. Dort hinten unter dem alten Gerümpel. Sie hätten lange suchen können.“ Sie lachte sehr vergnügt in sich hinein. Diese kleine Heldenthat schien ihr großes Vergnügen zu bereiten.

„So. Dann bist Du ja eine kleine Kochkünstlerin,“ sagte Konrad heiter gestimmt und legte Hut und Schirm auf den Tisch. „Also weiter habt ihr nichts gegessen?“ setzte er hinzu.

„Ist das nicht genug?“ gab sie erstaunt zurück. „Ich habe es zu drei Mal eingetheilt. Da hinten steht noch eine ganze Portion. Ich wecke sie nachher gleich auf, ich meine Emil und Marie — ehe die Andern nach Hause kommen und Vater aufwacht. Dann sollen Sie einmal sehen, wie das schmecken wird.“

„Aber möchtest Du nicht etwas anderes essen?“ fragte Konrad, der sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte und sie an sich zog.

„O ja. Es giebt auch wieder etwas Anderes, wenn Josepha kommt. Und sie kommt bestimmt, ich weiß es.“

„Woher weißt Du das denn so genau?“

„Ich habe zum lieben Gott gebeten — vorhin, als Mariechen so sehr die Krämpfe hatte. Sie bekommt nämlich Zähne und dann trage ich sie umher, bis es vorüber ist. Ja, und da habe ich zum lieben Gott gebeten, er möchte Josepha recht bald kommen lassen. Und ich weiß, daß er sie schicken wird. Weshalb sollte sie uns auch verlassen? Wir haben ihr nichts gethan.“

Konrad wurde sehr bewegt. In diesem kleinen, ärmlichen Ding steckte etwas, was man vergeblich bei tausend Erwachsenen gesucht haben würde. Noth und Rohheit, diese schlimmen Erzieherinnen der Armen und Elenden, hatten diesem Kinde den Glauben noch nicht geraubt; wie eine erfahrene Person speiste und wartete sie die Kleinsten. Im Augenblick bildete er sich ein, sie wäre noch drei Mal so alt und er müßte sie aus Respekt wie eine richtige Hausfrau behandeln. Dieses reine Gottvertrauen inmitten der kahlen Wände hatte für ihn etwas Stärkendes. Er nahm den Kopf des Kindes zwischen seine Hände und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Dein Gebet ist erhört worden,“ sagte er sanft. „Ihr werdet Josepha wieder sehen.“

„Wer sind Sie denn?“ fragte sie plötzlich.

„Ich bin ein Prediger.“

„Ah! Ein Prediger?“ Sie entfernte sich einige Schritte und blickte ihn mit gefalteten Händen groß und aufmerksam an. „Ein wirklicher Prediger aus der Kirche?“ fuhr sie fort.

„Ja, ein wirklicher Prediger,“ bestätigte er mit großem Vergnügen. „Aber ich bin sogar noch mehr: ich bin der gute Mann aus dem Märchen, der immer allen Menschen etwas bringt. Siehst Du — hier lege ich Dir einen ganzen Thaler hin. Dafür kannst Du Dir sofort kaufen, was Du willst, das heißt, ich meine Brot, Kaffee, Zucker, Wurst und Schinken . . . Gewiß weißt Du hier in der Nähe sehr gut Bescheid. Nun nimm einen Korb und geh'. Ich passe einstweilen auf die Kleinen auf. Wenn Dein Stiefvater munter ist, dann werde ich einmal vernünftig mit ihm reden. Du brauchst dann künftighin Deinen Zucker nicht mehr zu verstecken.“

Sie rührte sich nicht von der Stelle; einige Sekunden lang verfolgten ihre Augen seine Handbewegungen: wie er das Portemonnaie öffnete, das Geld zwischen Daum und Zeigefinger hielt und auf den Rand des Tisches niederlegte. Dann betrachtete sie ihn staunend wie zuvor. Er glaubte nun, daß dieser

unerwartete Reichthum sie so sprachlos mache. Plötzlich sagte sie sehr schnell: „Wenn Sie ein Prediger sind, dann sind Sie wohl Josephas Vater?“

Er blickte jetzt das Kind mit ganz besonderem Interesse an; er wollte wissen, ob das eine jener Phantasien sei, die sich so häufig bei Kindern finden. „Wie kommst Du denn darauf?“ begann er wieder. „Euer Vater ist doch schon lange todt . . . Geh' nur jetzt und bleibe nicht so lange.“

„Nein, nein,“ fuhr sie unbeirrt fort, ohne auf sein Gebot zu achten. „Heute Vormittag haben sie's fortwährend gesagt — dort drinnen, daß Josepha's Vater ein Prediger ist. Anton hat es mir in die Ohren geschrieen, um mich zu ärgern. Wenn sie ihn finden würden, sagte er, dann würde es uns Allen gut gehen . . . August hat sich dann gleich davon gemacht, um ihren Vater zu suchen. Papa Jannusch aber sagte, wir müßten nun alle recht fleißig in der Bibel lesen, dann kämen die Leute und brächten uns Brot . . . Aber vielleicht hat nun Josepha ihren Vater schon gefunden und dann kommt sie nicht wieder. O jeh, o jeh.“

Das Weinen war ihr nahe, aber sie unterdrückte es. Während sie die Fingerknöchel in die Augen vergrub, zuckte es einige Mal krampfhaft um ihren Mund.

Konrad wußte nicht, weshalb ihm plötzlich ein

sonderbarer Gedanke durch den Kopf schoß; jedenfalls ein lächerlicher Gedanke! Aber er war so unmittelbar aufgetaucht, daß er ihn nicht los zu werden vermochte; wie der Blitz war er gekommen und hatte ihn getroffen. Dieses Kind hatte gewiß nur das nacherzählt, was es vernommen hatte. Und was es zuletzt gesagt hatte war weiter nichts, als bloße Einbildung: der Ausdruck der Angst, daß Josepha nun wirklich ihren Vater gefunden haben könnte und ihnen dadurch verloren gehen würde. Aber wie oft sagte man nicht, daß Kinder unbewußt die Wahrheit sprächen! Wunderbar, wunderbar! Und doch was für eine Dummheit, nur daran zu glauben!

Er erhob sich und ging auf und ab. In diesem elenden Raume roch es stark nach Armuth. Aber so mächtig hatte ihn der soeben aufgetauchte Gedanke erregt, daß er fast seine Umgebung vergaß und hier unter der Erde, fern von dem glänzenden Berlin, auf Minuten sich jener Selbstvergessenheit hingab, die immer die Folge eines unerhofften Ereignisses ist. Phantasie und Wirklichkeit flossen ineinander und erzeugten in seiner Vorstellung ein häßliches Bild, das halb Täuschung und halb Wahrheit war.

Plötzlich erschallte im Nebenzimmer lautes, andauerndes Gähnen; gleich darauf ließ sich eine verrostetete Stimme vernehmen: „Franziska, wirst Du wohl Deine Stiefel ausziehen! Was hast Du so viel

in den Stiefeln herum zu laufen, daß man keine Minute ruhig schlafen kann . . . Komme mir nur, wenn die Sohlen nicht mehr ganz sind! Ja, ja, aaah . . . Ist denn noch keiner von den Bengels zurück?“ schallte es wieder herein, nachdem das abermalige Gähnen vorüber war. „August wollte doch bald wieder kommen und dieser Strick, der Anton — —. Wer weiß, wo er sich wieder herum treibt! Diese gottlosen Lümmel! Ich habe ihnen doch gesagt, daß sie sich sehr ändern müssen, wenn sie fromm werden wollen. Wir werden die Kirche sonst nicht gewinnen. Aaah — . . . Ja, wo steckst Du denn? Laß Dich doch sehen und bringe das Licht herein.“

Konrad war stehen geblieben. Da sie ihn fragend anblickte, so deutete er auf das Geld und gab ihr den Wink zu gehen; sie griff zu einem Korbe und verschwand im Nebenzimmer. Zu gleicher Zeit ertönte wieder Jannusch's Stimme. „Geh' nach vorn und borge Dir zwei Liter Kartoffeln und setze sie auf . . . Auch einen Häring kannst Du mitbringen, aber einen mit Rogen. Du weißt, ich esse ihn so gern. Sage nur, ich würde morgen alles bezahlen. Ach, wenn wir doch erst die Kirche hätten . . . Weißt Du, Du kannst gleich zwei bringen. Auch eine bitt're Braune laß Dir geben. Aber sage, daß Du sie wieder bringst, wenn sie sauer ist. Unser Geld riecht auch nicht . . . Regnet es noch immer draußen? August hat keinen Schirm,

er wird mir meinen Sonntagsrock ganz ruiniren ... Ah, da bist Du ja. Aber so hole doch das Licht herein ... Weißt Du, vielleicht pumpt Dir die Alte auch noch eine saure Gurke."

In diesem Augenblick mußte Franziska ihm etwas zugeflüstert haben, denn sofort ging es in einer anderen Tonart schnell hintereinander: „Was sagst Du, wer ist hier? Ein Prediger, ein Geistlicher? O mein Gott, o mein Gott! Was für eine Ueberraschung, was für eine Ehre! ... Und Du dumme Pute läßt mich ruhig schlafen. Wie werde ich das gut machen können. Aber ich habe zwei Stunden in der Bibel gelesen und das hat mich müde gemacht. Die ganze Offenbarung Johannis habe ich ausgelesen ... Nun aber schnell."

Der Strohsack, von dem er sich erhob, knisterte, und während er sich im Dunkeln erscheinungsfähig machte, sprach er abwechselnd mit gedämpfter Stimme zu dem Kinde und laut in das Nebenzimmer hinein: „Gieb mir nur schnell meine Pantoffel, sie stehen dort am Schrank ... Entschuldigen Sie nur, Herr Prediger, ich werde gleich erscheinen ... Auch das Tuch kannst Du mir reichen und den Kamm, er liegt auf dem Fensterbrett ... Behalten Sie nur einstweilen Platz, Herr Prediger ... Wo ist denn mein Rock? Franziska komm' 'mal, ich sehe ihn nicht. Ich hatte ihn doch hierher gehängt. Nun, gieb mir ihn doch! Du hast ihn nicht? ... Nur noch zwei Minuten,

Herr Prediger. Ich bitte sehr um Verzeihung ... Du hast ihn immer noch nicht? O, jetzt weiß ich. Dieser Lümmel, der Anton, sprach vom Versetzen. Na warte, komm' Du mir nach Hause! ... Etwas ärmlich bei uns, Herr Prediger, aber ich habe in der Bibel gelesen, daß Gott keinen Unterschied macht ... So gieb mir schnell das alte Shawltuch, es wird schon gehen ... So. Jetzt komme ich, Herr Prediger."

Jannusch scharrte und kratzte noch einige Mal und erschien dann im Rahmen der Thüre, während Franziska die Treppe hinauf eilte.

„Ich wünsche vielmals guten Abend, Herr Prediger. Recht vielmals. Ei, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte ... ich hätte mir den Sonntagsstaat angelegt. Und die Dielen hätte ich scheuern lassen. Es sieht ein bischen wild aus, aber das macht, weil man selbst am Tage seine eigene Nase nicht finden kann. So dunkel ist es."

Er sah aus wie der auferstandene Lazarus. In der Dunkelheit hatte sich Franziska vergriffen und ihm ein Betttuch zugeworfen, welches ehemals weiß ausgesehen haben mochte, jetzt aber eine bedenkliche schmutziggelbe Färbung zeigte. Da es, wenn Gäste anwesend waren, zugleich als Tischtuch benutzt wurde, so zeigten sich überall die Abdrücke von Küchentöpfen; ein solcher schwarzer Ring prangte wie ein Orden mitten auf der Brust Jannusch's. Dieses Gewand hatte er vorn sehr

malerisch übereinander geschlagen, sodaß die langen Zipfel bis zur Erde reichten und hinter ihm eine Art Schleppe bildeten. In der Eile hatte er vergessen, sein Hemd am Halse zu schließen, so daß die nackte Brust zu sehen war. Der struppige Vollbart und das noch mehr der Scheere bedürftige Haar leuchteten wie Feuer. Und da er sehr bleich war, so hatte er in der That etwas Leichenhaftes an sich.

Er machte eine sehr tiefe Verbeugung und sagte dann wieder: „Aber nehmen Sie doch Platz, Herr Prediger. Ich bitte sehr. Dieser Stuhl ist zwar etwas — — Aber ich werde gleich .... Franziska sollte ihn gestern schon zum Leimen tragen. Wenn man nicht alles selbst besorgt!“

Er klopfte ein paar Mal mit der Faust gegen die Lehne und bearbeitete dann mit dem einen Zipfel seines Gewandes sehr eifrig den Sitz des Stuhles. „Wie gesagt ... es ist etwas ärmlich bei uns ... aber das Herz ... Wenn Gott nur ins Herz blickt ... So. Es wird schon gehen ... Ich habe gelesen, daß unser Heiland manchmal nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Da habe ich zu mir gesagt: Jannusch, wenn du gelebt hättest und er wäre zu dir gekommen, du hättest ihm schon ein Lager zurecht gemacht. Und wie! Meinen Sonntagsstaat hätte ich ihm unter den Kopf gelegt ... So, jetzt ist das letzte Stäubchen weg. Bitte, Herr Prediger, nehmen Sie uns nicht die Ruhe.“

Er war fertig mit dem Poliren und machte eine einladende Handbewegung. Konrad wollte seine Mühe lohnen und ließ sich nieder, trotzdem er nicht in der nöthigen Stimmung war, so hatte diese Erscheinung doch viel Belustigendes für ihn.

„Sie sind wohl ein frommer Mann, Jannusch?“ fragte er.

„Und gottesfürchtig, Herr Prediger, sehr gottesfürchtig. Ja, das sind wir Alle, die Bibel kommt nicht von unserem Tisch. Nach jeder Mahlzeit wird sie zur Hand genommen. Sie sollen sehen, lieber Herr Prediger.“ Er verschwand im dunklen Zimmer, polterte laut umher und kehrte dann mit einem ungeheuer dicken Buche zurück, das er wie eine Last mit beiden Händen schleppte.

„Hier ist sie. Was hätte wohl aus uns werden sollen, wenn sie nicht gewesen wäre. Die gute alte Bibel, die noch vom Großvater selig stammt,“ sagte er, nachdem er das Riesen-Erbstück auf den Tisch gelegt hatte. Die knochige Hand fuhr liebkosend über den abgeschabten Deckel.

„Ich glaube, Jannusch, Sie können sich außerordentlich verstellen,“ sagte Konrad plötzlich. „Sie betrachten das Frommwerden wohl als etwas, was Ihnen den ewigen Schnapsdurst löschen soll. Spielen Sie mir keine Possen vor. Es ist noch nicht gesagt, daß Diejenigen die besten sind, die immer die Bibel zur

Hand haben. Erst arbeiten Sie, dann haben Sie immer noch Zeit zum Beten."

„Aber mein guter Herr Prediger . . ." Jannusch war wie aus den Wolken gefallen. Diese Zurechtweisung war ihm so unerwartet gekommen, daß er nun ein sehr dummes Gesicht zeigte.

Im nächsten Augenblick erklang hinten in der Ecke ein halberstícktes Husten, dem einige glucksende Laute folgten; das Kind hatte wieder die Krämpfe bekommen. Konrad erhob sich und eilte an das Lager; diese wurmstichige Bettstelle war das einzige werthvolle Möbelstück im Zimmer. Er hob das etwa dreijährige Mädchen, das in ein rothes Tuch gewickelt war, empor, wiegte es in seinen Armen und trug es durch die Kammer, den Blick aufmerksam auf die geballten Händchen und auf das zuckende Gesicht geheftet. Zu gleicher Zeit erwachte auch der Knabe, der am andern Ende des Bettes lag; er richtete sich auf, blickte einige Augenblicke verwundert auf den fremden Mann und fing dann laut an zu weinen.

Der Anfall ging vorüber, und Konrad legte das Kind wieder auf die alte Stelle. Es war ein schwächliches Geschöpf mit halbvertrockneten Händchen und großen, fast überirdischen Augen, die sich noch einmal auf ihn richteten und sich sogleich wieder vor Ermattung schlossen. Dann reichte er dem kleinen Burschen

die Hand, setzte sich auf den Rand des Bettes und versuchte ihn zu beruhigen.

„Haben Sie denn keinen Arzt gehabt, Jannusch?" fragte er. „Mir scheint's, als vernachlässigten Sie die Kinder ganz und gar. Uebrigens, Sie brauchen sich nicht erst zu vertheidigen, ich weiß Alles."

„Aber mein guter Herr Prediger . . . Soll ich gleich zum alten Stahn gehen? Er wohnt nicht weit und giebt die Medizin umsonst. Aber das sind Krämpfe, da ist nichts zu machen. Sie ist sehr schwach und zart."

„Ja, das macht die schlechte Nahrung . . . Natürlich, wenn so ein Trunkenbold wie Sie sich um nichts bekümmert!"

Jannusch stand noch immer auf demselben Fleck. Er war so eingeschüchtert, daß er unwillkürlich die Hände gefaltet hatte, um seine Demuth zu beweisen. Erst jetzt fragte er sich, was diesen Prediger wohl hierher geführt haben könne? Zuerst glaubte er, August hätte die Kirche wirklich schon erobert und dieser junge Prediger wäre nun gekommen, um Erkundigung darüber einzuziehen, ob man wirklich der Hilfe bedürftig sei. Denn seitdem August heute früh die Nachricht gebracht hatte, das Josepha von einem Prediger aufgenommen worden sei, um dort erzogen zu werden, hatte man sofort großen Rath gehalten und den Entschluß gefaßt, gehörig die Augen zu verdrehen, um bei den frommen

Herrn etwas heraus zu schlagen. August sollte damit den Anfang machen und für Vater und Bruder ein gutes Wort einlegen. Dieser Gedanke war Jannusch so herrlich erschienen, daß er sich sofort die alte Bibel hervorgesucht und mit einem wahren Eifer zu lesen begonnen hatte. Da ihm die Offenbarung Sankt Johannis etwas unverständlich vorgekommen war, so hatte er hin und wieder die Schnapsflasche dabei zu Rathe gezogen; schließlich hatten ihm sämmtliche Buchstaben sammt dem heiligen Johannes vor den Augen getanzt und er war in einen langen Schlaf verfallen, in welchem er einen bösen Traum vom jüngsten Gericht und vom Fegefeuer hatte.

Ja, wenn dieser Herr nun nicht zur Kommission gehörte, wer war er sonst, was wollte er? Plötzlich dämmerte ihm etwas auf. Sollte August vielleicht Josephs Vater gefunden haben, und sollte dieser Herr — —? Bemühete er sich nicht um diese Rangen dort, als wären es seine eigenen Kinder? Wahrhaftig, da zog er sein Taschentuch hervor und putzte dem Jungen die Nase.

„Ich habe es nicht verdient, mein guter Herr Prediger," erwiderte er nach einer Pause. „Ich kann es mir schon denken, wer Sie sind. Aus Dank dafür, was ich Alles für sie gethan habe, wird die Josepha mich gründlich schlecht gemacht haben . . . Vielleicht wissen sie noch nicht, daß sie eine Jüdin ist, das heißt,

eigentlich nur so halb und halb. Sie ist im Glauben der Mutter erzogen worden, aber ihr wirklicher Vater war ein Christ, ein Geistlicher, da so herum in der Königstadt. Barbara, ihre Mutter war eine Zeit lang zum Reinemachen dort angestellt, und da hatte sich der fromme Herr vergessen. Es ist doch alles menschlich ... Barbara stammte aus Polen und sah sehr wenig jüdisch aus. Daher mochte es wohl kommen, daß sie die Stelle bekam. Nachher heirathete sie einen Christen und das sind die Kinder dort. Und als er todt war, nahm ich sie, weil sie eine hübsche Frau war . . . Sie hat mir die ganze Geschichte erzählt, aber niemals hat sie den Namen genannt. Sie wollte kein Unheil über den Mann bringen. So sagte sie. Er hat ihr etwas gegeben, aber das war längst aufgezehrt, als sie zu mir kam."

Konrad hatte ihm mit großem Interesse zugehört. Es war ihm angenehm, daß Jannusch das unaufgefordert erzählte, denn er hätte ihn schließlich doch um Auskunft darüber bitten müssen, wie er sich vorgenommen hatte. Dieselbe Unruhe wie vorhin ergriff ihn, sodaß er die Hand des Kindes los ließ und sich wieder erhob; die verschiedensten Gedanken schwirrten in seinem Kopfe herum.

Er wollte gerade eine Frage an Jannusch richten, als Franziska sehr eilig und aufgeregt hereingesprungen kam. „Sie kommen, Vater, es ist noch ein Fremder

dabei," rief sie außer Athem, indem sie Anstalten machte, den Inhalt des Korbes auf den Tisch zu packen. „Und betrunken sind sie! Sie können kaum gerade stehen. Der Kleine ebenfalls, ich habe ihn noch nie so gesehen." Sie meinte Anton den „Schlechten," der von seinem Vater stets der Kleine genannt wurde. „Alle Kinder sind hinter ihnen her. Sie gingen alle drei untergefaßt, und der fremde Mann blieb immer stehen und redete dummes Zeug, daß sie alle lachten . . . Ach, bin ich gelaufen!"

„O die nichtswürdigen Jungen, was bereiten sie mir für Aerger," jammerte Jannusch. „Mein guter Herr Prediger, drücken Sie nur ein Auge zu. Ich werde doch gleich . . ." Er raffte sein Gewand zusammen und wollte in das Nebenzimmer, blieb aber wieder unschlüssig stehen. „Ja, was mache ich denn nun . . . ich möchte die Thüre schließen, aber es ist kein Schlüssel da." Plötzlich wandte er seinen Blick dem Tische zu. „Aber was hast Du denn da alles mitgebracht? Da ist ja Schinken, Wurst und sogar Butter sehe ich." Er trat heran und blähte die Nasenflügel. Sein erster Gedanke war, daß August die Kirche doch erobert haben könnte und Franziska auf der Straße Geld gegeben habe.

Sie sagte ihm, woher das alles stamme. Jannusch wurde sehr kleinlaut und gebrauchte nun viele Dankesworte; sie hätten seit acht Tagen nichts vernünftiges gegessen, das käme gerade zur rechten Zeit.

„Aber so gehe ihnen wenigstens entgegen Vater, und beruhige sie," sagte Franziska, indem sie ein Licht aus dem Korbe nahm, es anzündete und in den Nebenraum ging, um eine alte Petroleumlampe in Ordnung zu bringen. Nachdem diese brannte, kehrte sie zurück und steckte das Licht auf die Flasche. Draußen ertönte rauher Gesang begleitet vom Schreien vieler Kinder.

„Ja, ich will es thun. Sie sollen mich kennen lernen," sagte Jannusch, der seine muthige Stunde nahen sah. Plötzlich erschallte im Flur ein lautes Poltern, begleitet von dem Hurrahrufen der Kinder; es mußte jemand die Treppe hinunter gefallen sein. Gleich darauf wurde die Thür aufgestoßen und August und Bläsel wankten Arm in Arm herein; hinter ihnen kam der „Kleine," ein rothköpfiger Bursche von fünfzehn Jahren, der sehr viel Aehnlichkeit mit seinem Vater hatte. Vor etwa zwei Stunden war er den Beiden, die bei prächtiger Laune waren, begegnet und hatte sich ihnen angeschlossen; da er ein böses Gewissen hatte, so versuchte er sich hinter den Beiden vorläufig seinem Vater unsichtbar zu machen.

„Pst pst, nicht so laut, es ist Besuch da," sagte Jannusch leise, sobald sie herein getreten waren Bläsel aber, der augenscheinlich völlig genug hatte und die Augen kaum aufzuhalten vermochte, kehrte sich nicht daran.

„Zu Augsburg im gold'nen Stern
Hat mich die Kellnerin so gern,
Alleweil fidel, fidel,
Alleweil fidel!"

brüllte er los, daß die Fensterscheiben zitterten. „Wo sind wir denn hier, eigentlich, Bruder? Giebt's hier Bier? He, Wirthshaus, Bier will ich haben!" sagte er dann mit schwerer Zunge, nachdem er sich ausgesungen hatte.

August mußte ihn auf einen Schemel niederlassen, denn er schwankte wie eine Vogelscheuche hin und her.

„Aber mein Herr, Sie befinden sich hier bei fremden Leuten," sagte Jannusch entrüstet. „Und Du Schlingel," wandte er sich halblaut an August, „Du bist ja auch nicht anders. Ist das eine Manier, sich so zu betrinken und womöglich noch Andere frei zu halten?!"

In der hintersten Ecke ertönte unterdrücktes Lachen; es kam von „Schlechten," der sich darüber amüsirte, daß dem Alten das Gewand von der Schulter gefallen war.

„Ei, da ist ja auch dieser Spitzbube, der meinen Rock ohne Erlaubniß versetzt hat. Warte nur, ich werde den Rohrstock nehmen. Ist das in der Ordnung, daß die Herren Söhne das Beste anziehen und der Vater in Hemdsärmeln zu Hause sitzen muß? . . . Wie viel hast Du denn bekommen?" fügte er beruhigend hinzu.

„Aber halte Dich doch nicht damit auf, Vater," lallte jetzt August, der seinen Verstand noch nicht ganz verloren hatte. „Was giebst Du mir, wenn ich Dir

sage, daß wir die Kirche erobert haben? Es wird uns jetzt gut gehen . . . Ich sage Dir, ich habe fein gesprochen, nur immer Hochdeutsch. Der Pastor hat Augen gemacht. So ein Schafskopf ist mir noch nicht vorgekommen.“

„Schafskopf ist gut,“ murmelte Bläsel, der den Kopf in beide Hände gestützt hatte und gegen den Schlaf kämpfte.

„Pst, pst,“ machte Jannusch abermals leise, indem er nach der Thür blickte, aber August achtete nicht auf ihn. Er hatte sich auf das Bett gesetzt und stierte in die Lampe. „Einen Empfehlungsbrief an den Hofprediger habe ich,“ lallte er weiter. „Und die Josepha habe ich auch gesprochen . . . Das Mensch hat den Pastor bestohlen. Sie wird in's Kittchen kommen . . . Was meinst Du wohl, Vater, wer der Herr dort ist? Das ist ein Herr Candidat, der früher Prediger werden wollte . . . Nicht wahr, Herr Bläsel?“

„Es ist alles Dummheit, Bier will ich haben,“ brummte der Gefragte, ohne seine Lage zu verändern.

„Ein wirklicher Candidat?“ fragte Jannusch, der sich plötzlich stolz auf den Umgang seines Sohnes fühlte. Ei, was für bedeutende Menschen sich heute hier eingefunden hatten: ein Prediger und ein Candidat. Da kam ja die Kirche ganz von selbst!

Bläsel richtete auf einige Augenblicke den Kopf in die Höhe, tastete nach seinem Pincenez, brachte es

mit vieler Mühe auf die Nase und starrte Jannusch stumpfsinnig an. „Ha, ha, der heilige Crispinus ist auferstanden," sagte er mit einem blöden Lachen, dann fiel das Pincenez wieder und der Kopf senkte sich auf's Neue.

„Wie gefallen Dir diese Stiefel, Vater?" fragte August, indem er beide Füße vom Bett aus ungenirt auf den Tisch legte. Die Erinnerung an Crispinus hatte ihn auf diesen Gedanken gebracht. „Ein berühmter Schauspieler hat sie nur einen Tag getragen, die Kirche hat sie bezahlt. Sie sitzen famos, nicht wahr? . . . Franziska muß sie jeden Morgen recht blank putzen . . . Ja, weshalb blickst Du denn immer so oft nach der Thür dort? Wer steckt denn da drinn?

Jannusch wollte ihn zurück halten, aber er befand sich schon an der Thür, die nur angelehnt war. Konrad hatte jedes Wort gehört; er hatte Franziska, die regungslos auf dem Stuhle saß, einen Wink gegeben, sich ruhig zu verhalten. Der Knabe war wieder eingeschlafen und so vernahm man in der Kammer nur das Athmen der Schlafenden. Die Scene im Nebenzimmer hatte ihn fast starr gemacht. Alles, was Josepha über diese Menschen gesagt hatte, kam ihm zum Bewußtsein; er reimte sich gewisse Dinge zusammen, ohne ihren Ursprung zu kennen. Als er den Namen Bläsel hörte, stieg sein Erstaunen auf das höchste. Wie kam dieser Mensch hierher? Gewiß war er be=

reits so verkommen, daß er in seinem Umgange nicht mehr wählerisch war. Einmal wollte er hinein gehen, um seiner ansichtig zu werden, aber die Neugierde, weiteres zu erfahren, hielt ihm zurück.

Plötzlich stand August, gefolgt von dem Alten, vor ihm. In einiger Entfernung tauchte der „Kleine" auf.

„Entschuldigen Sie nur, Herr Prediger, ich werde ihn gleich wieder hinaus treiben," fühlte Jannusch sich verpflichtet zu sagen. August schwieg erst, aber er lehnte sich gegen die Wand, steckte die Hände in die Hosentaschen und blickte Konrad frech an.

„Ei, Vater," sagte er dann, indem er sich Mühe gab, aufrecht zu bleiben, „wie kommt denn dieser Herr hierher? . . . Das ist ja der Mann, der gestern Josepha eine Stunde bei sich oben hatte . . . Ein Kind zu verführen . . . pfui Teufel! . . . Ein netter Prediger . . . Sie wollen sich wohl die Andere auch noch holen? Nochmals — pfui Teufel!" Er spie aus und verschränkte die Arme.

„Wirst Du wohl Dein gottloses Maul halten," schrie Jannusch ihn an und versuchte ihn aus der Kammer zu ziehen, aber der Betrunkene stieß ihn zurück. „Laß mich, laß mich . . . es ist so . . . Ich habe es doch mit meinen eigenen Augen gesehen . . . Morgen werde ich zu dem Staatsanwalt gehen."

Jannusch sah schon im Geiste das ganze Kirchen-

glück zertrümmert. „Du Ungeheuer, Du Galgenstrick, Du wirst Deinen alter Vater noch unter die Erde bringen," schimpfte und jammerte er aufs Neue. „O, mein guter Herr Prediger, nehmen Sie Rücksicht auf einen armen Mann. Er weiß nicht was er spricht," wandte er sich dann an Konrad. Da der Schlechte hinter ihm fortwährend lachte, so drehte er sich um und versetzte ihm voller Wuth eine schallende Ohrfeige, sodaß Anton laut aufheulte und sich auf das Bett warf.

„Werfen Sie den Kerl doch 'raus, Herr Wirth," begann Bläsel wieder zu raisonniren, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Konrad war diese Verdächtigung so unerwartet gekommen, daß er leichenblaß wurde und ein Zittern durch seinen Körper ging. Während einiger Augenblicke glaubte er die Sprache nicht zu gewinnen; dann sagte er gefaßt: „Der Trunk spricht aus Dir, Bursche, deshalb will ich Dir vergeben."

„O, tausend Dank, mein guter Herr Prediger. Er soll morgen Abbitte leisten," sagte der Alte. „Reden Sie doch nicht solchen Unsinn . . . ich bin ganz nüchtern," fiel August frech wie zuvor ein. Kaum hatte er das gesagt, so wankte er, daß er seinem Vater beinahe in die Arme gefallen wäre.

„Man sollte Dich unter die Pumpe legen, Du Ungeheuer," schrie Jannusch ihn wieder an und gab ihm einen Stoß.

Plötzlich ereignete sich etwas Schreckliches. Die kleine Marie begann wieder zu glucksen und bäumte sich auf. Konrad war sofort zur Stelle, um sie empor zu heben. Diesmal gingen die Krämpfe nicht vorüber. Das Kind verdrehte die Augen, wurde starr, und war nach einigen Minuten verschieden. Konrad war so tief erschüttert, daß er nur mit Mühe seine Ruhe zu bewahren vermochte. Er trug den entseelten, noch warmen Körper nach dem Bett zurück und fuhr mit der Hand über Stirn und Augen. Als Jannusch das sah, ahnte er etwas Schlimmes; er trat ebenfalls heran und erblickte das blasse Gesicht.

„O, es ist todt, es ist todt!“ schrie er auf. „Mein Gott, mein Gott, wie soll ich es unter die Erde bringen!“ Keine Thräne war in seinem Auge zu erblicken.

Im Hintergrunde stand Franziska, lautlos und unbeweglich; sie konnte sich noch immer keine Vorstellung machen von dem, was passirt war. Konrad legte seine Hand auf ihr Haupt und sagte sanft: „Dein Schwesterchen ist zu den Engeln gegangen. Komm und reiche ihm noch einmal die Hand.“

Zaghaft, noch immer ohne Worte, folgte sie ihm. Als sie die kalten Finger fühlte, dämmerte ihr etwas Fürchterliches. „Meine Schwester!“ kreischte sie auf und schluchzte nun unaufhörlich. Auch Anton kam nun herein und blieb neugierig und theilnahmslos an der

Thüre stehen. Der Alte erhob wieder sein Jammern, wie er die Kleine unter die Erde bringen solle? Dieser Gedanke beherrschte ihn vollkommen. Konrad versuchte ihn zu beruhigen: er würde sein Möglichstes dazu beitragen; vor Allem müsse nachher sofort nach einem Arzt geschickt werden.

„Wir wollen ein stilles Gebet verrichten,“ sagte er dann. „Gott sei dieser kleinen Seele gnädig.“

Noch immer stand August auf derselben Stelle gegen die Wand gelehnt. Das unerwartete Ereigniß schien ihn etwas nüchtern gemacht zu haben, denn er blickte mit zusammengepreßten Lippen aufmerksam auf das Bett. Als Konrad sah, daß er sich nicht rührte, loderte die helle Empörung in ihm empor.

„Bursche,“ sagte er, „wie wenig nahe Dir dieses kleine Wesen auch gestanden haben mag, und wie verroht Du auch in Deinem Innern sein magst, so wirst Du wohl noch so viel Gefühl besitzen, um zu wissen, was diese Minute zu bedeuten hat. Denke, daß auch Deine Stunde schlagen wird. Kraft meines Amtes fordere ich Dich auf, die Hände zu falten.“

Er hatte mit erhobener Stimme gesprochen, trat vor ihn hin und sah ihm fest in die Augen; sein Blick bezwang ihn. Langsam zog er die Hände aus den Taschen und that wie ihm geheißen; und langsam drehte er sich der Wand zu, um sein Gesicht zu verbergen.

Während einiger Minuten war es still in der Kammer. Vom Hofe her ertönte das leise Sprechen der Kinder, die sich vor den Fenstern versammelt hatten und den Versuch machten, einen Einblick zu gewinnen. Dann fing Jannusch wieder an zu jammern und Franziska an zu weinen. Beides hielt noch an, als die Kammerthür, die man geschlossen hatte, hastig aufgestoßen wurde und Josepha hereinstürzte. Sie hatte es doch glücklich fertig gebracht, zu entweichen und hierher zu eilen: sie wollte wissen, wie es den Geschwistern gehe, hatte sich aber vorgenommen, sogleich wieder zurück zu kehren. Ihr plötzliches Erscheinen wirkte so überraschend, daß Alle verblüfft waren. Nur Franziska sprang sofort auf und umarmte sie.

„Was ist passirt!“ schrie sie mehr als sie fragte. Der Anblick der versammelten Kinder auf dem Hofe hatte sie bereits darauf gebracht, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte; sie stürzte nach dem Hintergrund und warf sich schreiend über die Leiche.

Jannusch mußte sich mit Gewalt zurück ziehen. Auch Emil war wieder erwacht und stimmte in das Wehklagen mit ein, ohne zu wissen weshalb. Nach einer Weile wurden Alle ruhiger: man mußte sich nun einmal in das Unvermeidliche fügen. Konrad tröstete sie nach Kräften, gab dem Alten noch etwas Geld und versprach am anderen Vormittag wieder zu erscheinen.

Er drückte den Kindern die Hand, nahm Schirm

und Hut und wollte gerade gehen, als im Nebenzimmer unverständliches Singen erschallte, dem ein Scharren und Poltern folgte, als machte Jemand den Versuch, sich mit aller Anstrengung zu erheben. Bläsel, den der Schlaf schließlich überwältigt hatte, war erwacht, ohne von dem Vorgang etwas gemerkt zu haben; noch immer wankend erschien er auf der Bildfläche, ohne Hut, den Paletot weit zurückgeschlagen, sodaß das Fehlen des unteren Rockes ins Auge fiel. Ueberhaupt sah er in dieser Verfassung sehr verwahrlost aus. Da sein Pincenez herunter baumelte und er ohne dasselbe schlecht sehen konnte, so war sein Blick sehr trübe.

„Na, Kinder, wie steht's eigentlich hier? . . . Giebt's denn nichts mehr zu trinken? . . . Ihr seid ja Alle Schafsköpfe," stammelte er und hielt sich an der Thür fest.

Bei seinem Anblick stieß Josepha einen leisen Schrei aus und verbarg sich hinter Konrad, sodaß dieser verwundert aufblickte. „Stehen Sie mir bei, Herr Prediger, ich fürchte mich vor ihm," sagte sie zitternd vor Aufregung. Konrad konnte sich diese Furcht nicht erklären.

„Ei, er soll Dir nur etwas thun. So lang wie er ist!" fiel Jannusch ein, worüber der „Schlechte" wieder lachte. Bläsel hatte endlich glücklich dem Pincenez zu einem Halt auf der Nase verholfen.

„Ei, Kleine . . . wir kennen uns doch," sagte er

beim Anblick Josephas und wollte auf sie zu; bei dieser Anstrengung fiel er lang zu Boden. Sofort packten ihn Jannusch und August an Kopf und Füßen und schleiften ihn ins Nebenzimmer, wobei „der Schlechte,“ der keine Hand gerührt hatte, sich laut belustigte. Der Betrunkene schloß sofort wieder die Augen. Als Konrad bei ihm vorbei dem Ausgang zuschritt, wagte er nicht, ihn anzublicken, aus Furcht, die süßesten Erinnerungen könnten in ihm lebendig werden; erst als er sich im Freien befand, blieb er einige Augenblicke stehen und schöpfte tief Athem.

Er dachte an den Landpfarrer und an Agathe.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Schmidt, Leipzig-Reudnitz.

Kretzer, Max,

Die Bergpredigt Roman aus d. Gegenwart

Bd.: 1

1889